



Paris und London.

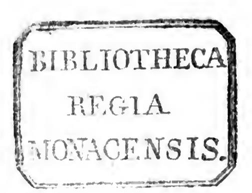
Von

L. Kalisch.

Erster Band.

Paris.

Frankfurt a. M.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1851.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Paris.

Inhalt.

Seite

I.

Erste Eindrücke.

Auf der ganzen Strecke von Köln nach Paris wünschte ich mir nichts so sehr als Harthörigkeit. Es hatte sich nämlich ein Narr eigener Art, ein Gagern-Enthusiast, an meine Seite gepflanzt und wollte nicht von mir weichen, trotz aller Mühe, die ich mir gab, ihm den Aufenthalt an meiner Seite so unangenehm als möglich zu machen. Er sprach von nichts Anderm, als von dem großen Heinrich, von dem Atlas, der auf den breiten Schultern die Gothaer Seifenblase trägt. Anfangs widersprach ich ihm sehr heftig, in der Hoffnung, daß er sich mit mir verfeinde; als ich aber fand, daß ich mit meinem Widerspruch nur Oel in das Feuer seiner Begeisterung goß, erheuchelte ich die vollste Bekehrung. Aber nun wollte er, daß ich mit ihm

gemeinschaftlich das Weihrauchfaß schwänge, daß ich von nichts Anderm spräche, als von dem alleinseligmachenden Heinrich. Da schwur ich wieder meinen Glauben ab. Was half aber dieß gegen seine Manie? Sein Mund hörte nicht auf, Psalmen auf den Edeln zu sprudeln und meine Ohren machten meiner Geduld die gerechtesten Vorwürfe. Ich zog daher die Mütze über die Nase, tauchte meinen Kopf in die Wellen meines Mantelkragens und als ich auf diese Weise meine künstliche Taubheit vollständig fertig glaubte, gab ich mich der Hoffnung auf Erlösung hin. Trügerische Hoffnung! Mein fanatischer Nachbar ließ sich durch die wollene Verschanzung meines Gehörs nicht im mindesten abschrecken; im Gegentheil: meine Vertheidigung diente nur, seine Angriffe zu verstärken. Er fing jetzt an, die Biographie des großen Landmanns von Monsheim ausführlich zu erzählen, und da er solche gesunde Lungen hatte, daß er das Wuthgeschrei der Lokomotive übertäubte, so hatte ich das Unglück, keines seiner Worte zu überhören. Der Mensch schrie mir fast Löcher in den Mantel und versicherte mir dabei, daß er mich sehr achte, sonst würde er sich gar nicht die Mühe geben, von dem Edelsten der Deutschen so viel mit mir zu sprechen.

Ich wußte nicht, was ich verschuldet, um die Achtung dieses Fanatikers zu verdienen; ich suchte indessen jedes Mittel der Grobheit auf, um sie zu verscherzen. Nichts aber half. Seine Zunge lief beständig Sturm auf meine wohlverschanzte Ungeduld.

In Brüssel angelangt, suchte ich ihm zu entfliehen und fühlte mich schon glücklich, als ich wieder in den Wagen einstieg, ohne eine Spur von ihm zu entdecken. Aber in dem Augenblicke, als der Zug abgehen sollte, kam er, ein Esel zwischen zwei Nachtsäcken, an den Wagen gekeucht, und betheuerte mir, indem er einstieg und mir die Nachtsäcke vor die Füße warf, daß er einen viel bessern Platz hätte haben können, daß er aber, sogar mit Gefahr zurückbleiben zu müssen, jeden Wagen untersucht, um mich ausfindig zu machen. Ich verfluchte im Stillen dieses für mich so schmeichelhafte Unglück, und kaum war der Zug in Bewegung, so fing er, nämlich der Enthusiast, im Schweiße seines Angesichts wieder an, die alten Loblieder zu singen. So wenig kannte dieser Mensch den Zorn meiner Ohren, daß er mir vorschlug, in Paris, wo er schon häufig gewesen, mit ihm in einem und demselben Hotel zu wohnen. Er nannte mir das Hotel.

Mehr wollte ich nicht wissen. Als wir daher in Paris anlangten, suchte ich, nachdem im Bahnhof die Zöllner Herz und Nieren meiner Koffer geprüft, dem Enthusiasten zu entwischen, nahm eine Droschke und fuhr einem Hotel zu, das wenigstens eine Viertelmeile von dem entfernt ist, das mir der furchtbare Gagern-Enthusiast genannt hatte.

Ich feierte meine Erlösung; ich war in Paris. —

Die meisten Menschen sehen und hören sich einen Rausch, wenn sie zum ersten Male diese Weltstadt besuchen; und ich muß gestehen, daß auch ich trotz meiner Anstrengung nicht ganz nüchtern blieb. Der Eindruck, den Paris auf mich hervorbrachte, war ein überaus gewaltiger, ein unbeschreiblicher. Es sind nicht jene herrlichen Bauten, in denen die großartigen Scenen der Weltgeschichte gespielt wurden; es sind nicht die kolossalen Monumente von Erz und Stein, die diesen gewaltigen Eindruck auf mich hervorbrachten: es ist das bewegte Leben und Treiben, es sind tausend Einzelnheiten, die mich bewältigten.

Man glaubt in Deutschland, Paris zu kennen; allein man kennt es nur aus tausend verzerrten Schilderungen, aus den Zeitungen, in welchem so mancher politische Pinsel mit dick aufgetragener Par-

teifarbe uns verklekste Bilder gibt, die mit dem Original nicht die mindeste Aehnlichkeit haben. Freilich ist es auch unendlich schwer, Paris richtig zu schildern, da es schon außerordentlich schwer ist, es richtig zu sehen. Wer nicht mit gesundem, frischem, klarem Auge diese Stadt betrachtet; wer mit Vorurtheilen, oder, was dasselbe ist, mit einem vorgefaßten Urtheile dahin kommt, der wird Paris in Paris ebenso falsch sehen, wie er es außer Paris gesehen. Er wird dann die mitgebrachte Schablone über die Pariser Zustände schieben und nur die allgemeinen Phrasen wiederholen, die schon Hunderte vor ihm hundert Mal wiederholt.

Als ich am ersten Morgen nach meiner Ankunft in Paris mein Hotel verließ, fiel ich gleich einem Landsmanne in die Arme, der nach einem kaum zweimonatlichen Aufenthalte in dieser Riesenstadt mir versicherte, daß Niemand Paris so gut kenne, wie er, was er in seinen nächst erscheinenden Pariser Briefen auch sage. Ihm war Paris ein Babel, eine Hölle, ein Vulkan, ein Sumpf, ein Ninive, ein Abgrund; und kaum hatten wir zwei Straßen zurückgelegt, als er mir dieß Alles auch schon logisch bewiesen hatte. Zugleich versicherte er mir, daß er dieß Alles bereits gewußt, eh' er

nach Paris gekommen; er sei aber nur nach Paris gekommen, um sich in seiner Ueberzeugung zu stärken. Dabei gerieth er so sehr in Eifer, daß ihm durch die Lebhaftigkeit seiner Bewegungen die Brille von der Nase auf's Pflaster fiel. Wir waren auf dem Place de la Concorde und gewiß hätte er mir auch logisch bewiesen, daß der Obelisk von Luxor eigentlich nur ein ägyptischer Zahnstocher sei, wenn ich ihm nicht, während er die zerbrochenen Waffen seiner Augen zusammenlas, glücklich entschlüpft wäre.

Man muß, wenn man nach Paris kommt, lernen wollen, aber nicht gelehrt zu sein glauben; vor Allem muß man sich hüten, nach einzelnen Erscheinungen Urtheile zu bilden. Paris ist eine Welt im Kleinen, wo man mit jedem Schritte auf die merkwürdigsten Widersprüche stößt. Man sieht hier das Größte neben dem Kleinsten, das Schönste neben dem Häßlichsten, das Erhabenste neben dem Niedrigsten; und es gehört nicht nur ein Talent der Beobachtung, sondern auch Zeit dazu, wenn man durch diese Widersprüche nicht verwirrt werden, wenn man das Allgemeine mit dem Besondern, die Ausnahme mit der Regel nicht verwechseln soll.

Ich hatte mir Paris ganz anders vorgestellt.

Ich hatte geglaubt, im Aeußern der Stadt die Spuren der jüngsten Kämpfe zu finden. Ich bildete mir ein halbzerstörtes, trauriges, niedergeschlagenes Paris ein, dem die Republik den weltberühmten Glanz, den Luxus, die Lebensfreude geraubt. Ich dachte mir jeden Pariser mit gebeugtem Haupte durch die düstern Gassen wandelnd. Aber wie hatte ich mich getäuscht! Ich fand Paris lachend und scherzend, die Theater überfüllt, die Spaziergänge dicht gedrängt und überall rauschende Lebenslust. Selbst in den Stadttheilen, wo der entsetzliche Junikampf gewüthet, jener räthselhafte Kampf, in dessen Blut sich die europäische Reaktion berauscht: selbst da war kaum eine Spur der Verwüstung mehr zu entdecken. Paris duldet keine Ruinen, und die Wunden, die hier den Häusern geschlagen werden, heilen so schnell, daß kaum eine Narbe übrig bleibt.

Paris läßt sich mit keiner andern Stadt der Welt vergleichen. Man kann von Paris nicht sagen, daß es eine schöne Stadt sei, obgleich es die schönsten Plätze, die herrlichsten Gebäude der Welt besitzt; man kann aber auch nicht sagen, daß Paris nicht schön sei, obgleich es zum Theil aus den schmutzigsten, engsten und winkligsten Gassen besteht, die sich durch

die schönsten Stadttheile winden. Paris hat neben den Boulevards, wo der Türke dem Portugiesen, der Aegyptier dem Brasilianer, der Perser dem Hindu begegnet, zugleich Straßen, in die nur selten der Fuß eines Fremden sich verirrt und deren Bewohner kaum zwei Male des Jahres das Quartier verlassen. Aber in Paris sieht man die Häuser vor lauter Straßen, die Straßen vor lauter Stadt nicht. Das rege Leben nimmt so sehr die Aufmerksamkeit in Anspruch, daß man gar nicht an die Gebäude denkt, so wie man bei einem interessanten Drama die Coulissen nicht beobachtet. In anderen Städten ist es gewöhnlich umgekehrt.

Man streiche Paris aus der Reihe der europäischen Städte und Europa gewinnt eine andere Gestalt. Dieß ist nicht schwer zu beweisen. Der russische Absolutismus und sein gekrönter Anhang beweisen dieß hinlänglich durch die Furcht, die sie vor Paris haben, durch den Haß, mit dem sie diese Furcht zu verdecken glauben. Paris läßt sie nicht ruhig schlafen. Der Hauch der Freiheit, der von hier aus die Welt durchweht, droht beständig, ihnen die Kronen von den Häuptern zu wehen. Der Verjüngungsprozeß der europäischen Gesellschaft, der hier im Jahre 1789 begonnen, er ist 1815 ver-

loren worden und die Völker haben die Kosten bezahlen müssen. Aber nicht die Vernunft, sondern die Gewalt saß zu Gericht. Im Juli 1830 wurde in Paris wieder appellirt und der Prozeß wurde in zweiter Instanz verloren, weil die Nationen die Solidarität ihrer Interessen nicht einsahen. Die Februarrevolution aber war die dritte Instanz dieses Prozesses. Er ist nicht verloren; die Entscheidung wird nur durch Schikane und Intriguen hingehalten. Paris aber ist der oberste Gerichtshof; hier und nirgendwo sonst wird in dieser letzten Instanz entschieden werden. Diese Behauptung ist so wahr, daß Fürsten und Völker instinktmäßig auf Paris horchen und je nach dem dortigen Stande der Dinge Furcht oder Hoffnung für die Zukunft schöpfen.

Man braucht nicht lange in Paris zu sein, um zu sehen, daß hier der große Kampfplatz der Ideen ist, die jetzt die civilisirte Welt bewegen. Man sieht es an tausend Dingen; man hört es an tausend Gesprächen. Die Politik beschäftigt hier Jeden, in den Palästen und in den Arbeiterwerkstätten; und nichts ist so irrig, als wenn man glaubt, das Volk in Paris habe kein Interesse mehr für die großen Tagesfragen. Der Kommissionär liest an der

Straßenecke und der Fiakerkutscher auf dem Bocke seine Zeitung so eifrig, daß ihn das Straßengetümmel nicht im mindesten daran stört. Ich habe dieß gleich bei meiner Ankunft in Paris gesehen und es hat mich nicht wenig in Erstaunen gesetzt. Später hatte ich Gelegenheit genug, mich zu überzeugen, daß der ärmste Ouvrier sich nicht nur täglich seine Zeitung kauft, sondern seinen letzten Sous für Brochüren hingibt, in denen seine Angelegenheiten besprochen werden. —

Ich habe oben gesagt, daß Paris sich mit keiner andern Stadt vergleichen lasse. Als ich in der ersten Zeit meiner Anwesenheit in Paris mich eines Abends in einer zahlreichen Gesellschaft befand und das Gespräch auf diese Weltstadt gelenkt wurde, hatte Jeder einen Vergleich bei der Hand. Der Eine sagte: Paris ist das Herz Europa's, ein Herz voll jugendlicher Leidenschaft, feurig im Hasse wie in der Liebe, und es gibt keine Stadt auf dem europäischen Festlande, deren Lebenspuls nicht von den Gefühlen dieses Herzens bestimmt würde. Ein Anderer meinte, Paris sei ein Weltmeer, herrlich, wenn es ruhig, furchtbar, wenn es bewegt ist und reich an Perlen und Ungeheuern. Ein Dritter äußerte: Paris ist die große Weltbörse, wo die

Ideen der Menschheit umgesetzt werden. Ein Vierter behauptete, Paris sei die Riesenuhre, nach welcher Europa sich richtet. Ein Fünfter, der Sohn eines Geldwechslers, versicherte, Paris sei die Universal-Münzstätte, wo die Gold- und Silbergedankenbarren der Kunst, der Wissenschaft und der Politik zu baarem Gelde geprägt werden. Und so erschöpfte man sich in Vergleichen, bis ein alter pensionirter Marineoffizier, der sich in allen Welttheilen umgethan und den die Vergleiche langweilten, mit der Behauptung herausfuhr: Paris ist Paris. Punktum!

Man hat mir, bevor ich nach Paris ging, von vielen Seiten versichert, ich würde mich dort wenigstens in der ersten Zeit sehr isolirt fühlen. Ich habe nichts davon empfunden. Man darf, wenn man nach Paris kommt, nichts sein wollen; man muß ein Vergnügen daran finden, sich unter der Menge zu verlieren. Man muß sich nur als ein Tropfen in diesem Ozean denken, nicht als ein buntbewimpeltes Frachtschiff, das auf diesem Ozean schwimmt. Es kommen viele deutsche Schriftsteller und Gelehrte nach Paris, die, ihre vaterländischen Lorbeerkränzchen in der Hand, sich sehr enttäuscht fühlen, wenn man den Glanz ihres Ruhmes nicht gleich bemerkt. Du lieber Gott! In Paris laufen

die Unsterblichkeiten zu Dutzenden auf der Straße herum und Niemand kennt sie. Das **digito monstrari** ist in Paris ein Ding der Unmöglichkeit, in diesem Paris, wo die Steine berühmter als die Menschen sind. Die persönliche Eitelkeit muß hier bald Hungers sterben, da ihr hier keine blinde Bewunderung Nahrung gibt. Wer nach Paris mit seiner kleinstädtischen Glorie kommt und seine winzige Persönlichkeit nicht gleich vergißt, der wird hier bittere Täuschungen erleben. So hat mir ein bekannter deutscher Lyriker mit fast thränendem Auge gesagt, daß, als er Lamartine besucht, dieser ihn nicht einmal dem Namen nach gekannt habe, ihn, dessen Werke doch in so vielen Blättern ausführlich besprochen wurden. In diesen Kritiken glaubte der lyrische Kauz unabweisbare Wechsel auf den Universalruhm zu besitzen!

Viele Leute wollen Paris während einer kurzen Ferienzeit kennen lernen. Sie speisen Paris, wie man auf einer Poststation speist, eine halbe Portion Pantheon, einen Blick voll Gobbelins, einen Bissen Louvre-Gallerie und eilen dann wieder nach Hause. Diese Hast, Paris gleichsam als Gabelfrühstück mit den Augen zu verschlucken, ist höchst komisch. Ich habe in Paris einen deutschen Gelehrten gesehen,

der sich dort nicht länger als zwölf Tage aufgehalten und dieser Herkules verrichtete in diesen zwölf Tagen ein Dutzend Herkules-Arbeiten. Jeden Morgen fing er sein laufendes Geschäft an und schwamm Abends im Schweiße nach seinem Hotel; und als er abreiste, fiel ihm zu seinem unsäglichen Schrecken ein, daß er das Allerwichtigste, die große Bibliothek, zu sehen vergessen. Solche Leute behaupten dann, Paris kennen gelernt zu haben!

Paris ist eine Stadt, die nicht ausstudirt werden kann. Jeder Spaziergang ist hier für den Beobachter eine Entdeckungsreise. Man kann in Paris keinen Schritt thun, ohne neue Eindrücke zu empfangen, so produktiv ist hier das öffentliche Leben. Aber man kann, wie gesagt, von Paris kein allgemeines Bild geben. Welcher Rahmen wäre auch groß genug für ein solches Bild? Ich habe es daher versucht, einzelne Bilder von dem Pariser Leben zu entwerfen, kleine Genrebilder, die kein anderes Verdienst haben, als die Anspruchslosigkeit, mit der sie sich darbieten. Findet das Publikum aber noch andere Verdienste daran, desto besser!

II.

Der Carneval in Paris.

Der Fastenochse hat in der dießjährigen Carnevalszeit eine bedeutendere Rolle gespielt, als je zuvor; er ist nämlich zum Gegenstande eines Prinzipienstreites geworden. Bereits mehrere Wochen vor dem Carneval wurde die Fastenochsenfrage in allen Blättern lebhaft besprochen. Die monarchische Partei sprach sich gegen das Erscheinen des Fastenochsen aus, um dem Volke, dessen Vorliebe für denselben sie kennt, zu zeigen, was es durch die Februarrevolution verloren. Deßhalb aber forderte die demokratische Partei nur um so heftiger das Auftreten des Ochsen. Was halfen aber alle Vernunftgründe? Herr Carlier wollte nicht und Cäsar, so hieß der Fastenochse, glänzte in Paris durch seine Abwesenheit.

Die Bewohner von Batignolles und ich waren indessen glücklicher als die Pariser. Diesen Vorstädtern und meiner Wenigkeit war der Anblick des großen Cäsar gegönnt. Als ich mich am Faschingsdienstag in aller Frühe nach Batignolles begab, bemerkte ich an der Barrière de Clichy einen großen Zettel, auf welchem der Zug des vierfüßigen Wunderthiers angegeben war. Er sollte vom Montmartre herunter sich nach dem Stadthause in Batignolles begeben.

Es hatten sich bereits viele neugierige Gruppen gebildet, die den Herrn Carlier, die Regierung und den Präsidenten der Republik garstig durch die Lauge zogen. Ich hörte Einen sagen, daß Ludwig Napoleon, der gern Cäsar werden wolle, aus Neid gegen den Ochsen, der schon Cäsar sei, ihm nicht den Eintritt in die Stadt erlauben wolle. Ein Anderer bemerkte, daß eine Regierung, die sich vor einem Ochsen fürchtet, doch keine sonderliche Courage haben könne; worauf ein Dritter äußerte, daß Prätendenten sich von jeher vor Rivalen gefürchtet.

Nun flogen gute und schlechte Witze, wie Fangbälle hin und her und man schwang, trotz der Anwesenheit der Sergeants de Ville, die Geißel der Satyre schonungslos über den Rücken der Regier-

ung. Nachdem man mehrere Stunden die Suppe der Unterhaltung mit attischem Salze gewürzt, vernahm man mehrere Trompetenstöße und drei phantastisch gekleidete Reiter verkündeten die Ankunft des großen Cäsar.

Man muß gestehen, daß es ein Ochse war, der dem Rindvieh alle Ehre machte. Als Ochse von Charakter hatte er seine Schuldigkeit gethan und war so groß und dick, als man sein kann, ohne im eigenen Fett zu ersticken. Er mußte seine vier Füße anstrengen, um seine eigene Last mit Würde zu tragen; aber das Volk empfing ihn mit eisiger Kälte. Dieser kalte Empfang war eine Manifestation gegen die Regierung und der vierfüßige Cäsar ging spurlos und unbegrüßt vorüber. Der arme Ochse war das Opfer einer unpopulären Politik geworden und mußte ruhmlos zur Schlachtbank gehen. Das Schicksal des armen Cäsar ging aber Niemanden so sehr zu Herzen, wie dem Himmel, der plötzlich so heftige Thränen zu vergießen anfing, daß sich die Menge halb durchnäßt verlief und Schutz suchend in die Restaurationen und Cabarets eilte.

Der Faschingsdienstag sah aus wie ein Aschermittwoch und was sich von Masken trotz des hefti-

gen Regens auf den Boulevards sehen ließ, war nicht der Mühe werth gesehen zu werden. Nur Abends wurde es lebhafter. Ich besuchte gegen Mitternacht mehrere Tanzböden in Belleville, einer der Pariser Vorstädte, und ich muß gestehen, daß ich auch hier keinen sonderlichen Begriff von dem Pariser Carnevalsleben bekam.

Der Pariser Carneval ist durchaus nicht mit unseren rheinischen Carnevalsfesten zu vergleichen. Am Rhein ist der Carneval ein poetischer Rausch, eine rauschende Poesie, die sich des ganzen Volkes bemächtigt; in Paris hingegen unterscheidet sich der Carneval von der Prosa der gewöhnlichen Tage nur durch eine größere Ausgelassenheit. Es ist keine Poesie, sondern nur ungebundene Prosa; es sind Bacchanalien, keine Saturnalien.

Der rheinische Carneval beschäftigt alle Künste. Poeten, Musiker und Maler widmen ihm die heitersten Stunden und die Musen setzen sich die Schellenkappe auf und jubeln mit dem Volke. In Paris aber ist der Carneval ein Fest, an welchem das Laster sich noch eine gute Strecke weiter und mit größerm Geräusch von der Tugend entfernt, als gewöhnlich. Am Rhein bildet der Carneval einen Gegensatz zum gewöhnlichen Leben; hier ist

er nur eine höhere Potenz desselben. Er entbehrt daher auch alles Ueberraschenden, wenn man nicht etwa die großen Opernbälle ausnimmt. Diese Opernbälle gehören freilich zu dem Merkwürdigsten, was man nicht nur während der Pariser Carnevalszeit, sondern was man in Paris überhaupt sehen kann.

Man denke sich einen der größten und prachtvollsten Säle von fünfzig Lustren und tausend einzelnen Gasflammen beleuchtet; man denke sich alle Logenreihen dieses prächtigen Saales von den buntesten Zuschauern besetzt und das Parterre überfüllt von Debardeurs, Pierrots, Harlequins, Dominos und Phantasiemasken, die zu den betäubenden, wüthenden Tönen eines riesigen Orchesters toll durcheinander springen und — man hat immer noch keinen genügenden Begriff von diesen Bällen.

Ist es doch überhaupt schwer, dem tugendhaften Deutschen die Art und Weise, wie die Franzosen tanzen, zu beschreiben. Der fromme Deutsche verliert selbst in seinen ausgelassensten Augenblicken seine Besonnenheit nicht ganz. Seine Tänze sind tugendhaft und bedächtig und wenn er sich ja einmal vergißt, so büßt er einen tollen Augenblick wenigstens durch einen dreitägigen Katzenjammer

und mit einer Woche voll Reue und Zerknirschung und nimmt sich vor, nie wieder einen solchen Streich zu begehen und bittet die Tugend wegen der Sünden seiner Beine um Verzeihung. Ach, die deutsche Tugend kann nicht viel vertragen! Das Pariser Volk aber tanzt nie, ohne zu rasen. Seine Füße verlieren so zu sagen den Verstand und sein Verstand verliert sich in die Füße. Die Pariser kümmern sich dann weder um die Tugend, noch um die Gesundheit. Die tollste und wildeste Musik ist ihnen noch nicht toll und wild genug. Man muß diese Opernbälle gesehen haben, um die Lungen der Pariser bewundern zu können, dieser Pariser, die zwei lange Winternächte hindurch rasen und doch nicht müde genug sind, um nicht noch eine dritte durchrasen zu wollen. —

Die Pariser Opernbälle waren früher, als die Könige von Gottes Gnaden über Frankreich herrschten, der Vereinigungspunkt des Adels, wo man der Ehe unter der verhüllenden Maske mit größerer Bequemlichkeit Schnippchen schlagen konnte. Später geriethen diese Bälle immer mehr in Verfall, bis ein großer Mann erstand, der ihnen nicht nur den frühern Glanz wiedergab, sondern sie zu den merk-

würdigsten der Welt machte. Dieser große Mann heißt Musard.

Nur die Lumpe sind bescheiden! Da aber Musard, wie eben erwähnt, ein großer Mann ist, so kann er unmöglich bescheiden sein. Musard ist sich seiner Größe vollkommen bewußt. Er weiß recht gut, daß er der populärste Sterbliche in ganz Paris ist, in jener Stadt, wo die Unsterblichkeiten so sterblich sind und wo die Lorbeern oft schon welken ehe sie recht grünen. Wie ein zufriedener Jupiter lächelt er, wenn er an der Spitze seines Orchesters steht und mit dem kleinen Taktstock das blecherne Donnerwetter in die Beine seines Publikums fahren läßt.

Musard ist der Napoleon der Tanzmusik. Sobald er sich sehen läßt, rufen tausend Kehlen: **Vive Musard!** und er weiß, daß dieses **Vive Musard** aufrichtiger ist, als das **Vive Napoleon**, welches der Präsident der Republik zuweilen hört.

Musard hat stets ein weltbeherrschendes Lächeln um die Mundwinkel, und auf seiner Stirne ruht die Ueberzeugung, daß keine Macht der Erde die seinige zu stürzen vermag. Denn so lange Paris steht, wird Paris tanzen und so lange Musard lebt,

werden die Pariser Füße jubelnd der Leitung seines Taktstockes folgen. —

Die Tänze auf den Opernbällen haben zwar verschiedene Namen; aber es ist sehr schwer auf diesen Bällen die Walzer vom Galopp, die Polka vom Schottischen zu unterscheiden. Es ist Alles eben nur der Cancan, der sich unter verschiedenen Namen ankündigt. Wenn mich aber ein wißbegieriger Leser fragt, was der Cancan für ein Tanz sei, so kann ich ihm nur antworten, daß ein Deutscher, als er voriges Jahr diesen Tanz in einer der Pariser Vorstädte zum ersten Male gesehen, sogleich in Ohnmacht gefallen ist. Was mich betrifft, so will ich nicht heucheln. Meine Tugend kann sich leider keiner Ohnmacht rühmen; ich gestehe sogar, daß ich im Saal Valentino, wo ich den Pariser Cancan zuerst gesehen, es eine ganze Stunde aushalten konnte, ohne daß mir's übel geworden wäre: so viel aber ist gewiß, daß der lüderlichste deutsche Fuß doch immer noch zu moralisch ist, um sich mit diesem Tanze zu beschäftigen. Doch was spreche ich von Füßen? Der Cancan wird nicht bloß mit den Füßen, er wird auch mit den Händen getanzt. Ja, das eigentliche Tanzen macht den Cancan noch nicht zum Tanze, sondern die ihn begleitende

Mimik, die heftige frivole Sprache, die dabei mit allen Gliedern gesprochen wird. Wahrlich, wenn diese Sprache hörbare Worte wären, müßte man sich die Ohren zuhalten. So viel ist ebenfalls gewiß, daß von dem Cancan sich nicht nur die Tugend, sondern auch die Grazie erröthend abwendet, und was mich betrifft, so hat er noch mehr mein ästhetisches, als mein sittliches Gefühl verletzt.

Der Cancan ist der Tanz des toll gewordenen Fleisches. Diese Tollheit ist zwar von der Polizei verboten und die Priester der Sittsamkeit stehen in Gestalt von bärtigen Sergeants de Ville auf jedem öffentlichen Volksball, um die Tollheit, wenn sie allzutoll wird, zu einiger Vernunft zu bringen. Aber die Sergeants de Ville sind selbst Pariser und es muß schon sehr arg zugehen, bis ihre, in dieser Beziehung diskretionäre, Gewalt einschreiten zu müssen glaubt.

Die Pariser cancanisiren jeden Tanz und man kann leicht sehen, wie sie die Grenze des von dem sittlichen Anstand Erlaubten zu dem von der Polizei Verbotenen überspringen; wie weit sie sich aber in ihrer Tanzwuth von dieser Grenze entfernen, das hängt nur von der Toleranz, von der Tugend und dem Keuschheitsgefühl der anwesenden machthaben-

den Polizeidiener ab. Wo das Sittlichkeitsgefühl aufhört, fängt der Cancan an; wo aber der Cancan aufhört, das wissen nur Diejenigen, die viel mehr wissen, als meine Leser je zu wissen brauchen. —

Die einzige Tugend, die der Cancan besitzt, ist seine Aufrichtigkeit. Der Cancan ist kein Hypokrit und es sind nicht die Jesuiten, die ihn erfunden haben.

Auf den großen Opernbällen, wo man in Frack und gelben Glacéhandschuhen erscheinen muß, kann der Cancan, wenigstens vor vier Uhr Morgens, sich nicht allzuweit von der Grenze des Erträglichen entfernen. Nach vier Uhr aber, wo sich bereits alles Weibliche entfernt hat, was nicht aus dem Krieg mit der Sittlichkeit ein Gewerbe macht, benutzt der Cancan noch die einzige Stunde vor dem Ende des Balles und in dieser Stunde wird die röchelnde Moral vollends zu Tode getanzt. —

Ich habe oben unter den Masken der Debardeurs erwähnt. Diese Debardeurs, die man durch die graziösen Zeichnungen Beaumont's im Charivari auch in Deutschland kennt, sind die vorherrschenden Masken auf den Musard'schen Bällen. Es sind Grisetten und andere noch ein Dutzend

Stufen unter den Grisetten stehende Mädchen, die als Debardeurs die großen Opernbälle besuchen. Man kann sich nichts Reizenderes, nichts Anmuthigeres denken, als diese Debardeurs. Sie tragen weite Sammt- oder Atlashöschen, die kurz genug sind, um das Füßchen in seiner ganzen Pariser Niedlichkeit sehen zu lassen. Diese Füßchen sind in der That oft so klein, daß die seidenen Schuhe, in denen sie stecken, einem wahrhaft deutschen Kinderfuße nicht allzuweit sein würden. Diese Füßchen und deren Bekleidung sind der Stolz der Debardeurs, so wie überhaupt der Fuß, der Stolz und der Gegenstand der sorgfältigsten Pflege jeder Pariserin ist. Um den Leib tragen sie gewöhnlich einen Gürtel, sonst aber tragen sie nichts; denn das faltige, weite Hemd dient mehr dazu, die weißen Geheimnisse der Schultern und deren weiteste Umgegend zu offenbaren, als zu verbergen.

Die Debardeurs sind von den Hüften aufwärts so gekleidet, daß man sehr deutlich die Stelle sehen kann, unter welcher ihr Herz schlägt, jenes Herz, das für so Viele schlägt. Auf den Köpfchen tragen sie kleine weiße kokette Filzhütchen, die auf Krakeel sitzen. Sie fangen aber nie Krakeel an, es sei denn

mit der Tugend, wenn diese sich vorlaut in die Mysterien des Cancans einmischen will, oder mit der gesunden Vernunft, sobald diese sich herausnimmt, ihnen größere Aufmerksamkeit auf die Gesundheit zu empfehlen. —

III.

Ein Tantalus.

Es gibt keine größeren Qualen, als die Tantalus-Qualen; es gibt keinen grausamern Schmerz, als einen Zoll breit vom Genusse entfernt zu sein und doch in der Entbehrung verschmachten zu müssen. Wie viel Menschen zählt unser moderner Staat, deren Leben von der Wiege bis zur Bahre eine ewige Tantalus-Qual ist! Wie viele solcher Tantalusse zählt besonders Paris, das so reich an Genüssen und so überreich an Armuth ist! —

Es war an einem abscheulichen Dezembertage. Der Himmel wußte in seiner bösen Laune nicht recht, ob er sie im Regen oder im Schnee auslassen sollte. Es wehte ein kalter, feuchter, schneidender Wind, der mich zwang, mich enger in meinen Mantel zu hüllen, als ich eine Restauration auf

dem Boulevard Poissonnière verließ. Ich wollte nach Hause eilen, als mir an der Ecke der Faubourg Montmartre ein Mensch auffiel, der mit peripatetischen Schritten dem Boulevard des Italiens zuging. Solche Schritte bei solchem Wetter und in solchem Anzuge! Der Mann hatte fast gar nichts auf dem Leibe; denn seine Blouse war so zu sagen nur eine baumwollene Löchersammlung, mit welcher sich der mitleidslose Nordostwind die dummsten Späße erlaubte; und was seine Beinkleider betrifft, so konnte man nicht sagen, ob diese aus weniger Zeug oder aus mehr Löchern bestanden, als seine Blouse. Seine zerbrochenen Schuhe — sie waren von Holz — schienen gegenüber den geschickten Operationsversuchen, von denen sie merkwürdige Spuren trugen, sich als unheilbar erwiesen zu haben. Auf dem Kopfe trug er ein **bonnet de police**, das vielleicht schon sein fünfzigjähriges Jubiläum gefeiert, oder vielleicht gar die viertausendjährigen Pyramiden gesehen hatte; wenigstens sah man es dieser Mütze an, daß sie ihre Jugendjahre nicht auf diesem Kopfe zugebracht. Sein struppiger, schwarzer Bart, in welchen manches graue Haar sich einmischte, umgrenzte ein narbenreiches Gesicht, das von Muth, Ausdauer und Ent-

schlossenheit zeugte. Aber es lag auch etwas Elegisches in diesem Gesicht, das unwiderstehlich anzog.

Wie fast jeder Franzose hatte mein Peripatetiker die Hände in den Hosentaschen. Ich folgte ihm wie sein Schatten. Vor dem Schaufenster eines der größten **Marchand de Comestibles** der Boulevards machte er Halt und richtete sein schwarzes Auge auf die kostbaren Schätze, die hier in den malerischsten Gruppirungen lagen. Nur in Paris sieht man dergleichen Herrlichkeiten; ich will es daher versuchen, ein solches Schaufenster zu schildern.

Unmittelbar um einen kleinen Springbrunnen, der aus der Mitte eines von zierlichem Moose umkränzten Beckens sprudelt, in welchem allerliebste Goldfischchen sorgenfrei spazieren schwimmen, liegen höchst anmuthige Leichen von wilden Enten, Feldhühnern und Fasanen; zwischen ihnen, in romantischer Abwechselung mehrere interessante Schnepfen, die langen Stecher zwischen Moos versteckt. Hinter diesen Seglern der Lüfte sieht der Neugierige mehrere Seebewohner, gigantische Hummern, theils noch lebend, theils abgekocht, theils ganz, theils malerisch in zwei Hälften gespalten; damit das Auge des Feinschmeckers sich an dem innern, schneeweißen

Fleische ergötze, das so herrlich in der purpurrothen Schaale prangt. Hinter diesen Hummern viele der groteskesten Seefische, unter welchen man auch wohl einen Salm, oder einen riesigen Hecht gewahrt, der im Leben mehrere tausend Meilen von Denen getrennt war, mit welchen er jetzt in nachbarlichem Frieden liegt, um vielleicht nach Sonnenuntergang von einem aristokratischen Magen gemeinschaftlich verdaut zu werden.

Hinter den Fischen, in amphitheatralischer Erhöhung, einige Hasen, die gebrochenen Auges auf einen gekrönten Wildschweinkopf blicken. Man kann sich kein wohlschmeckenderes Naturalienkabinet denken. Aber das ist bei weitem noch nicht Alles. Auf dieser Seite ist nur der Haut-gout vertreten und es gehört schon ein wissenschaftlich gebildeter Magen dazu, um diese Dinge mit Bewußtsein verdauen zu können. Auf dieser Seite ist die Würde; auf der andern aber ist die Anmuth. Da sieht man gebratene Kapaune von unbeschreiblicher Grazie; farcirte Welsche, die menschenfreundlich jeden Vorübergehenden anblicken; Straßburger Gänseleber-Pasteten, die zwar sehr schwer zu verdauen, aber sehr leicht zu essen sind; geräucherte Zungen, so schön gebräunt, als ob sie ein Maler lackirt hätte;

Hamburger Rindfleisch, das jedem deutschen Patrioten Thränen der Rührung aus dem Auge lockt und Würste von allen Enden der Welt. Hier und dort ragt aus diesen bunten Fleischmassen eine unschuldsreine Schüssel, gefüllt mit Perigordtrüffeln, die in Champagnersauce ertrinken. An der Decke brunette Schinken und Hammelskeulen und im Hintergrunde eine Reihe von Ananas, Orangenpyramiden, Maronen, Konfituren und Alles, womit eine lebhafte Dichterphantasie das Land der Schlaraffen auszuschmücken pflegt.

Der Peripatetiker betrachtete diese Herrlichkeiten mit einem Auge, mit welchem vielleicht einst Moses von den Höhen des Berges Nebo in's gelobte Land geblickt. Er sah aus, als ob er sagen wollte: „der Geist ist willig; aber das Fleisch ist theuer."

Nachdem er ungefähr fünf Minuten vor diesem Schaufenster gestanden, ging er gedankenvoll weiter und blieb dann plötzlich vor einer der größten Restaurationen stehen. Ich wußte nicht, was ihn veranlaßte, so schnell Halt zu machen, bis ich näher trat und mir aus der unterirdischen Küche dieser Restauration die würzigsten Düfte entgegenströmten. Die Nasenflügel meines Peripatetikers hatten sich

weit geöffnet und er sog diese Düfte mit heißer Begier ein. Aber in seinen Gesichtszügen lag ein heftiger Verdruß. Der arme Mann schien die Ordnung zu lieben und ärgerte sich nun, daß er diese verschiedenen Düfte so durcheinander einathmen sollte. Wie man nach der Karte speist, wollte er gerne nach der Karte riechen. Das sah man ihm deutlich an. Man sah ihm aber auch an, wie sein armer Magen sich empörte über die Schwelgerei seiner reaktionären Nase, die sich so selbstsüchtig den üppigsten Genüssen ergab.

Nach einer Weile genossenen Duftes, schob mein Tantalus die Mütze mehr nach dem linken Ohre und kratzte sich hinter dem rechten, was anzudeuten schien, daß er von der Zwecklosigkeit seines Weilens überzeugt sei und daß er seiner unbeschäftigten Verdauung keine gerechte Ursache zur Empörung geben wollte. In dem Augenblicke aber, als er sich entfernen wollte, ging die Thüre des Restaurationssaales weit auf und heraustrat ein Mensch, so dick als hätte er eine Kesselpauke verschluckt und so zufrieden, als dächte er noch gar nicht daran, im eigenen Fette zu ersticken. Er stocherte sich die Zähne, schob meinen Peripatetiker, der ihm im Wege stand, bei Seite, schlug den Kragen seines

Marderpelzes in die Höhe und schritt einem benachbarten Kaffeehause zu.

Mein Peripatetiker sah ihm eine Weile nach und ging dann langsamer weiter. Aber schon nach einigen Schritten machte er wieder Halt. Er befand sich vor den Fenstern eines Geldwechsel-Bureaus. Hinter diesen Fenstern lagen im eigentlichen Sinne des Wortes Schätze aufgehäuft. Goldene Berge von Napoleonsd'ors, darunter Hochebenen von englischen Sovereigns und Kremnitzer Dukaten, dann einige anmuthige Höhenzüge von alten Münzen und Medaillen und hinter diesen ein hohes Schneegebirge von Fünffrankenstücken bildeten eine höchst romantische Gegend, die mein Peripatetiker nicht nur wie ein Natur*freund*, sondern wie ein Natur*forscher* zu betrachten schien. Die Papierschätze, wie z. B. die englischen und französischen Banknoten, die hier nachlässig wie alte Waschzettel herumlagen, schienen seine Aufmerksamkeit weniger in Anspruch zu nehmen. Aber ich sah es ihm an, daß er nach und nach in große Verlegenheit gerieth. Diese Verlegenheit bestand nicht darin, wie er zu diesem Gelde kommen sollte, sondern wie er es am besten verwenden könnte, wenn er im Besitze desselben wäre. Ich sah, wie er in seiner Phantasie

die Materialien zu seinen Luftschlössern zusammentrug, wie er sie baute, wie er sie auf's prachtvollste möblirte, wie er über die Stellung der Möbel nicht mit sich einig werden konnte. Vielleicht ärgerte ihn die zahlreiche Bedienung; vielleicht grollte er dem Mohren, weil er ihm ein kostbares Porcellangeschirr zerbrochen; vielleicht zürnte er seinem Kutscher, daß er das Handpferd nicht gut eingeschirrt. Wer kann das wissen? Die reichen Leute haben ja so viel Aerger!

So stand er denn eine geraume Zeit vor diesen Fenstern und weidete sein hungeriges Auge an diesem gemünzten Californien, bis ihn ein heftiger Windstoß daran erinnerte, daß seine Blouse keinen Schutz vor den Mißhandlungen des schneidenden Windes gewähre. Er steckte, nachdem er sich wieder bedeutungsvoll gekratzt, die Hände in die Hosentaschen, warf noch einen sehnsüchtigen Blick auf die schöne Natur hinter den Fenstern und ging weiter. Aber ein Pelzladen, der in der Nähe des Wechselbüreau's war, fesselte wieder seine ganze Aufmerksamkeit. Welcher Pelz wärmt am meisten? Welcher steht am schönsten? Diese Fragen schienen den Blousenmann, der leider sonst keine Beschäftigung hatte, sehr zu beschäftigen. Er forschte unter den

Zobel- und Astrachanpelzen; er prüfte die Bären- und Fuchspelze mit scharfen Blicken und man sah, welche Qual ihm die Wahl machte.

So ging es von einem Laden zum andern, bis er an die Ecke kam, wo die Rue de la Chaussée d'Antin in die Straße St. Lazare mündet. Hier ist ein Cabaret, eine kleine Kneipe, wo man für einige Sous Vergessenheit aller Leiden trinken kann. Mein Peripatetiker machte vor der Thüre dieses Cabarets Halt und fing an, seine Taschen zu examiniren. Sie bestanden aber leider die Prüfung nicht. Er fand in denselben nichts als eine Täuschung. O es lag eine stille Verzweiflung in dem Antlitze dieses Menschen, ein gewisser Trotz, wie man ihn nur auf den Gesichtern der Franzosen sieht, die, wenn selbst vom bittersten Hunger gequält, sich doch nie zu Bettlern erniedrigen.

Wie aus Versehen ließ ich einige Frankenstücke zu Boden fallen. Mit jener, den Franzosen angeborenen Artigkeit beeilte er sich, die rollenden Münzen aufzuraffen und als er sie mir wieder zuzustellen sich anschickte, schlüpfte ich um die Ecke. Erst als ich eine lange Strecke auf der Straße St. Lazare, dem Place du Havre zu, zurückgelegt, wendete ich mich um. Ich sah den Blousenmann

eiligst den Weg nach der Rue de Clichy einschlagen. Er war also nicht in das Cabaret gegangen. Vielleicht eilte er nach Hause, um einer darbenden Familie einen frohen Tag zu bereiten. Für ihn, der so große Reichthümer in einer so kurzen Zeit gesehen, für ihn waren zwei Franken ein Reichthum.

Wie viel tausend Menschen leben in Paris, die bei Sonnenaufgang nicht wissen, wie sie bis Sonnenuntergang ihren Hunger stillen! Wie viele Menschen gibt es in Paris, deren ganze Lebenszeit eine Fastenzeit ist! Aber wohin sie das Auge wenden, sehen sie Reichthum und Ueppigkeit. Jeder dieser armen Menschen ist ein Tantalus, dem die goldenen Früchte des Lebens die durstigen Lippen berühren. Nirgendwo in der Welt lebt der Glückliche so glücklich, wie in Paris; nirgendwo aber lebt der Unglückliche so unglücklich, wie in dieser Riesenstadt, wo dem Reichen sich alle irdischen Genüsse darbieten und seine dreistesten Wünsche auf die Erfüllung nicht zu warten brauchen. Für die Armen ist Paris eine Hölle, für die Reichen ein Paradies; aber die Paradiesbewohner kümmern sich wenig um die Höllenqualen der Armen.

Und dennoch gibt es eine Qual, die ebenso furchtbar ist, als die Qual der Armuth. Es ist

das ohnmächtige Mitgefühl. Es gibt tausend arme Teufel, und ich gehöre darunter, die keine Noth sehen können, ohne auf's tiefste erschüttert und ergriffen zu werden und die zornig die Faust ballen, weil ihr guter Wille so sehr selten der Vater einer guten, einer rettenden That werden kann. Ein solch' armer Teufel leidet mehr, als die Philosophie der reichen Teufel sich je träumen läßt.

IV.

Ein Besuch bei der Frau Strauß.

Frau Strauß wohnt in Auteuil. Sie kann sich nicht mehr entschließen, nach Paris zurückzukehren, wo ihr der Tod den unsterblichen Freund Ludwig Börne entrissen. Seit er in der Rue Laffitte die große Seele ausgehaucht, lebt sie in dem stillen, ländlichen Auteuil dem Schmerze um den Verlust ihres großen Freundes.

Börne hat die Frau Strauß 1817 kennen gelernt, also zu einer Zeit, wo sein schriftstellerischer Genius kaum den ersten Flügelschlag versucht hatte, und wo sein Name, selbst in seiner Vaterstadt Frankfurt, nur Wenigen bekannt war. Dieses freundschaftliche Verhältniß wurde seit jener Zeit immer fester, immer inniger. Börne hat nichts geschrieben, ohne es zuvor seiner Freundin zu zeigen, ohne es

zuvor ihrer Prüfung zu unterwerfen. Ihr Urtheil hatte für ihn fast eine gesetzgebende Geltung. Seine Briefe aus Paris sind an sie gerichtet und er hätte diese Briefe nicht geschrieben, wenn er sie nicht an seine Freundin hätte richten können. Sie war es, die ihn am frühesten erkannte, die durch jenen feinen weiblichen Instinkt in ihm den großen Menschen und den großen Schriftsteller ahnte. Sie munterte ihn zu stets erneuten Arbeiten auf, und unter ihren Augen schmiedete und schärfte er die ersten Waffen, mit denen er gegen die Feinde der Freiheit zu Felde zog.

Als er später, aus seinem Vaterlande verbannt, in Paris zu kränkeln anfing, zog seine Freundin mit ihrem Gatten zu ihm und beide wetteiferten in der Sorgfalt seiner Pflege, in dem unermüdlichen Streben, ihm sein Dasein angenehm zu machen.

Man darf sich in der Frau Strauß keines jener weiblichen Wesen vorstellen, wie sie in unsern ästhetischen Zirkeln die Unterhaltung laut und vorlaut beherrschen. Frau Strauß hat keinen wetterleuchtenden Geist. Sie sprüht keine Witzfunken und läßt auch keine bunte prasselnde Gedankenraketen aufsteigen. Frau Strauß ist kein Blaustrumpf. Aber sie ist ein rezeptives Talent, und das Interesse,

das sie an Allem nimmt, was sich auf die großen Zeitfragen bezieht; die Art und Weise, wie sie die politischen Dinge ansieht und die genaue Kenntniß, die sie von den politischen Persönlichkeiten hat, verrathen sogleich die Freundin Börne's.

Ihre Wohnung ist ein wahrer Reliquienschrein. Wohin man in dieser Wohnung blickt, sieht man Börne's Bild. Hier sein wohlgetroffenes Portrait von Oppenheim, jenes bekannte, so oft gestochene und lithographirte Portrait mit den feinen, geistreich lächelnden Zügen, gegenüber sein Bronzemedaillon von David mit dem scharfgeschnittenen Profil und dort auf einem Piedestal die nach diesem Basrelief von demselben Meister gearbeitete große Büste in kararischem Marmor.

Frau Strauß spricht fast nichts, ohne von Börne oder in Beziehung auf ihn zu sprechen. Ueberall weiß sie in die Fäden des Gesprächs ein Urtheil, eine Meinung, eine Ansicht von ihm oder über ihn einzuweben. Sie verehrt ihn wie einen Heiligen; denn sie, die ihn so genau gekannt, hat während seiner zwanzigjährigen Wirksamkeit als Schriftsteller nur Großes, nur Edles an ihm kennen gelernt. Tausend Züge weiß sie von ihm zu erzählen, von denen jeder seinen feinen Geist, sein sanftes Herz

und seine unbegrenzte Liebe für das Wohl der Menschheit verräth.

Börne hat mit wahrhaft großen Männern das gemein, daß er in den Augen der Nachwelt immer mehr hervorwächst, daß er an Größe zunimmt, je größer die Zeit wird. Börne's Gesinnung lag in seiner ihm angeborenen heißen Liebe zur Freiheit, in seinem ihm angeborenen Haß gegen jede Tyrannei. Börne mußte so schreiben wie er schrieb, weil er für eine Herzenssache schrieb. Sein Geist lag in seiner Empfindung und er hätte geistlos geschrieben, wenn er der Sache, die er so ruhmreich verfochten, untreu geworden wäre.

Er sagt einmal, daß er mit dem Blute seines Herzens und mit dem Safte seiner Nerven schreibe; das ist so vollkommen wahr, daß er mit jedem Buche, das er schrieb, eine beträchtliche Strecke dem Grabe zueilte. Börne schrieb sich dem Tod in die Arme. Ihm war der Kampf, den er kämpfte, so heilig, daß er unwillig ward, wenn man vor Bewunderung über den Kämpfer den Kampf vergaß. Man erwarb sich nichts weniger als seine Zufriedenheit, wenn man die Form, den Geist, den Witz in irgend einer seiner Schriften lobte. Er wollte nie den Glanz, nie die kunstvolle Arbeit an seinen Waffen

rühmen hören; er wollte nur wissen, ob er mit diesen Waffen der gerechten Sache einen Sieg, den Feinden der Freiheit eine Niederlage bereitet. Wenn er seinem Geiste die Rüstung anzog, so wollte er in den Krieg, aber nicht auf den Paradeplatz gehen. Es war ihm nicht um's Exerciren, es war ihm um den Kampf zu thun; daher verachtete er die müßig gaffenden Zuschauer und nur an Denen war ihm gelegen, die mit ihm oder gegen ihn, die für oder wider die Sache der Freiheit kämpften. Börne war eben kein Belletrist. Er führte dem Publikum keine Phrasen in Galla-Uniform vor, sondern kühne Gedanken, an deren Spitze, wenn auch nicht die immer siegreiche, doch die immer furchtlose Wahrheit stand. Börne war kein Belletrist; Börne war Missionär. Diese Mission zu erfüllen war sein einziges, sein ausschließliches Streben. Daher seine Einseitigkeit. Die Liebe zur Freiheit füllte ihn so ganz aus, daß er stets von ihr sprach, er mochte sprechen, von was er wollte. Es ging ihm hierin wie allen Liebenden, die in jedem Gespräche unwillkürlich auf den Gegenstand ihres Herzens zurückkommen. Aber man muß selbst lieben, um dieß zu begreifen; man muß selbst ein Herz haben, wenn man die Sprache des Herzens verstehen soll. Börne

galt daher allen Denjenigen für einen Fanatiker, die jede Begeisterung für einen Wahn halten, allen Denjenigen, die von jeher für die Apostel einer großen Idee nur ein mitleidiges Achselzucken, oder einen Scheiterhaufen bereit hatten.

Es ist seit den Märztagen oft gefragt worden, welche Stellung Börne inmitten dieser gewaltigen Bewegung eingenommen hätte. Diese Fragen kann aber Niemand stellen, der nur halbwegs Börne's publizistische Richtung verfolgt, der nur einigermaßen Börne's Geist erfaßt hat. Börne hätte mit den Fürsten niemals einen Pakt geschlossen. Er hätte in dem letzten Fürsten immer noch den letzten Feind der Freiheit gesehen und nur auf den Trümmern des letzten Thrones würde er den Bau des Freiheitstempels befestigt geglaubt haben.

Börne wäre vor den äußersten Consequenzen der Revolution nicht zurückgeschreckt; denn obgleich weichen Herzens, war doch sein Charakter eisern; und niemals hätte er sich, wie so viele falschgefärbte vormärzliche Liberale, von der Demokratie abgewendet aus blöder oder erheuchelter Furcht vor den Uebergriffen der Demokraten. Wahrheitsliebend, wie er war, hätte er seiner eigenen Partei die Fehler, die Irrthümer, die Dummheiten schonungslos vor-

geworfen; aber er hätte sie nicht verlassen, sondern sich ihr desto fester angeschlossen, um ihr warnend, rathend, aufmunternd beizustehen. Börne hätte niemals die Personen mit der Sache verwechselt und aus Abscheu vor den falschen Aposteln nie dem Evangelium der Freiheit entsagt. Wußte er doch recht gut, daß nicht Alle', die man auf dem Wege zur Wahrheit sieht, diesen Weg gern betreten haben, oder gern zurücklegen wollen, daß so Mancher, im Gewühl jeder Revolution auf diesen Weg unwillkürlich gedrängt, ihn sobald als möglich wieder zu verlassen trachtet.

Börne hatte jenen unüberwindlichen Muth, der allen Männern eigen, deren ganzes Dasein von einer hohen Idee getragen wird. Er fürchtete nichts so sehr als die Furcht, weil er wußte, daß sie die Mutter der Heuchelei ist. Er hatte aber auch einen bewundernswürdigen Instinkt, der ihn selten irre führte. Er konnte die Wölfe im Schafpelze von den Schafen im Wolfspelze sogleich unterscheiden, und Niemand, wie er, war so leicht im Stande, an der unscheinbarsten Fährte die politischen Bestien so trefflich zu wittern. Wie Manchem hat er die schöne Maske vom Gesicht gezogen und ihn in der ganzen Häßlichkeit warnend seinem Volke gezeigt!

Früher als alle Anderen hätte er gesehen, daß das deutsche Volk, das sich im Anfange des März so zornig gegen seine gekrönten Kerkermeister erhoben, schon am Ende desselben Monats schändlich hintergangen worden von denen, welchen es sein volles Vertrauen geschenkt. Er hätte seine Stimme, jene keusche, unbestechliche Stimme laut erhoben und dem deutschen Volke den schlauen Betrug und die schaamlosen Betrüger gezeigt, noch bevor es ein Opfer derselben geworden.

Niemand war von so heißer Vaterlandsliebe beseelt, wie Börne; Niemand empfand daher die Verbannung von demselben so bitter wie er. Er hat niemals mit teutonischen Gefühlen geprunkt; aber er hatte ein deutsches Herz, obgleich er keinen deutschen Rock trug. Ja, Börne liebte sein Vaterland mehr als alle Anderen, die es in mittelmäßigen Reimen angesungen, daher sein Zorn über die Fesseln, die es trug, daher seine Schaam, daß es dieser Fesseln sich nicht entledigte. Kein Deutscher vor ihm hat den Franzosen so viel von der Herrlichkeit Deutschland's erzählt, wie Börne. Er hat französisch schreiben gelernt, um vor den Franzosen in ihrer eigenen Sprache den deutschen Geist zu rühmen und sie zurecht zu weisen, wenn sie zu

gering von Deutschland sprachen. Es ist wahrhaft rührend zu sehen, wie derselbe Börne, der so schonungslos den Deutschen ihre Gebrechen vorwarf, diese Gebrechen den Franzosen gegenüber ängstlich zu verhüllen suchte. Er betrachtete die deutschen Zustände gleichsam wie eine Familienangelegenheit und wollte nicht, daß die Franzosen erführen, wie betrübt es in dem Hause der Germania aussieht. Ja Börne, den Göthe's Genius so heftig abstieß, hätte um keinen Preis der Welt dieß den Franzosen gesagt, damit diese von Deutschland's größtem Dichter nicht dieselbe Meinung bekämen, die er von ihm hatte.

Börne hat in der Verbannung, die ihm sein Leben gekostet, an nichts Anders gedacht, als an die Befreiung Deutschland's, jenes Deutschland's, das so groß sein könnte, wenn es frei sein wollte. Ein Gedanke aber beschäftigte ihn fast ausschließlich in den letzten Jahren seines Lebens: die innige Verschwisterung der französischen und deutschen Nation. Beide hielt er berufen, die Freiheit und höhere Kultur zu schützen gegen den Despotismus, der von Rußland aus immer mehr Propaganda macht unter den europäischen Gewalthabern. Er hielt kein freies Frankreich ohne ein freies Deutschland, kein freies

Deutschland ohne ein freies Frankreich möglich. Beide Nationen sollten sich auf's innigste verbinden und gegenseitig ergänzen; denn er war überzeugt, daß in dieser Umarmung die gleißnerische, freiheitvergiftende Schlange der Kabinetspolitik auf immer erdrückt würde.

Diesen Gedanken hat uns Börne als Vermächtniß hinterlassen. An uns liegt es aber, mit allen Kräften zu streben, daß dieses Vermächtniß vollzogen werde. Schon die schlecht verhehlte Furcht der Fürsten und ihres Anhanges vor einer solchen Verbindung sollte uns zeigen, wie fruchtbar sie für die Zukunft Beider wäre. Die Fürsten, die von jeher heilige Allianceen gegen die Freiheit geschlossen, fürchten nichts so sehr, als die Völkeralliancen. Die Franzosenfresserei in Deutschland hat uns den Krallen der russischen Politik überliefert; aber der Czaarenthron in Petersburg wird erzittern, sobald das französische und das deutsche Volk in die Hand der Freiheit den Bund inniger Freundschaft geloben.

V.

Die Freiheitsbäume und die Julisäule.

Eine reaktionäre Regierung kann keine größern Dummheiten begehen, als kleinlich zu werden. Jedes Volk verträgt eher eine großartige Tyrannei, die, ihrer Macht sich bewußt, wie das unerbittliche Schicksal furcht- und schonungslos drückt, als jene Duodez-Tyrannei, die aus Angst vor ihrer eigenen Schwäche die Freiheit meuchlings mit Nadelstichen überfällt. Eine solche Regierung wird überall verachtet, am meisten aber von dem französischen Volke, dem man nur durch große Thaten, durch kühne Wagnisse imponiren kann.

Die Regierung Louis Napoleon's ist kleinlich, ohnmächtig, albern. Seit ihrem Bestehen begeht sie eine Dummheit nach der andern, um das Volk zu einer vorschnellen That zu bewegen; aber das

Volk wird immer klüger, je dummer seine Regierung wird. Es ist unglaublich, wie ungeschickt die Menschen, denen jetzt das Staatsschiff Frankreich's anvertraut ist, das Steuer lenken. Es ist unglaublich, wie wenig diese Leute das französische Volk kennen! Seit anderthalb Jahren gehen sie, wie die Katze um den heißen Brei, um den Coup d'état herum und können ihn doch nicht zu Stande bringen. Sie meinen, das Volk müßte am Ende die Geduld und die Besinnung verlieren und dann könnte man der Republik gefahrlos den Garaus machen. Aber das Volk hat diese Absicht längst entdeckt. Es verhält sich ruhig und lernt durch die Verblendung seiner Regierung die eigene Stärke kennen.

Da haben diese Menschen geglaubt, das französische Volk würde gleich auf die Barrikaden steigen, wenn man die in den glorreichen Februartagen gepflanzten Freiheitsbäume umhackte. Sie haben geglaubt, die heißblutigen Pariser würden wieder Barrikaden bauen und dann könnte man leicht die Republik über die Klinge springen lassen, damit der Absolutismus, das Pfaffenthum und die Haute finance wieder sorglos schlafen und Czaar Nikolaus in Petersburg, dem seit dem 24. Februar 1848

die Falten nicht von der Stirne weggekommen, wieder ruhig lächle. Aber das Volk hat die Mißhandlung der unschuldigen Bäume ruhig zugesehen und sich nur geschämt, daß Frankreich's Regierung so maßlos albern ist.

Die armen Freiheitsbäume! Als ich sie zum ersten Male sah, es war im Oktober, machten sie auf mich den trübseligsten Eindruck. Der Herbst hatte sie bereits entlaubt, und mit den an den kahlen Aesten hängenden, durch häufige Regen verwaschenen und zerrissenen Trikoloren trieb der Wind seinen kalten Spott. Viele dieser Bäume waren durch frevelnde Hand beschädigt; an manchen sah man sogar tiefe Spuren von Aexten und Messern. Dieß war besonders an jenen Bäumen wahrzunehmen, die in reaktionären Quartiers standen. In der That, sie sahen sehr gramvoll aus, diese Bäume. Ahnten sie vielleicht den ihnen bevorstehenden Meuchelmord? — Nun rückte die Zeit der Ergänzungswahlen heran. Man fürchtete die Eroberung der Februarrevolution, das Suffrage universel. Die Majorität fürchtete, die Minorität könnte wachsen. Man mußte also das Volk ärgern, necken, reizen und zu einer Emeute bewegen, um dann einen plausibeln Grund zum Belagerungs-

stande zu haben. Der Polizeipräfekt Carlier, der fanatische Sachwalter der rothen Reaktion, schickte also Ende Januar seine Leute aus, um den Freiheitsbäumen den Garaus zu machen.

Einige Dutzend Bäume fielen; aber das Volk machte leider keine Emeute. Da kamen die klugen Leute auf den Einfall, dieses großartige Werk der Ferdinand Barrot'schen Politik nicht auf einmal zu vollziehen, sondern dem Volke Zeit zum blutigen Aufstande zu lassen. Eine ganze Woche dauerte dieses Umhacken der Bäume; aber das Volk war nicht zum Aufstande zu bewegen. Man hatte die Aexte umsonst geschliffen. Am 4. Februar wurde es etwas bedenklich auf der Rue St. Martin; allein gründliche Sachkenner, die sich auf Revolutionen gut verstehen und in den Physiognomien der Pariser deutlich zu lesen wissen, sagten gleich, daß die ganze Komödie mit einer Blamage für die Regierung enden würde.

Als ich am 4. Februar meine Wohnung verließ, sah ich auf dem Place du Havre etwa hundert Menschen stehen. Dort war so eben der Freiheitsbaum umgehackt worden. Er war einer der schönsten gewesen. Auf dem umgehauenen Stamme saß der Arbeiter, der das Werk vollbracht hatte. Ich werde

ihn nie vergessen, diesen Menschen mit den aufgeschürzten Aermeln und mit dem schwarzen, krauslockigen Kopfe. Die gewaltigen Ellenbogen auf die Kniee, den Kopf auf die riesigen Hände gestützt, saß er schweigend und bewegungslos da und starrte finster vor sich hin. Er sah aus, als ob er einen Mord begangen hätte.

Es hatten sich mehrere Gruppen von Männern, Weibern, Greisen und Kindern gebildet. Einer war besonders heftig und schrie, indem er auf den umgehauenen Stamm zeigte: „**Quelle barbarie! C'est une provocation. On enlève ce symbole de liberté pour irriter le peuple, pour le forcer à la révolte; cela est clair.**“

Ein schmächtiges Männchen aber, mit einem feingeschlitzten Munde und mit halb zugekniffenen Augen, sagte: „**Il y a parmi nous des agents provocateurs, c'est clair aussi**“, warf einen bedeutungsvollen Blick auf den Redner, zuckte die Achseln und ging.

Die Gruppen hatten sich dichter aneinander geschlossen, als ein etwa vierzehnjähriger Knabe, ein ächter Gamin, mit einem von dem Freiheitsbaum abgerissenen Span in der Hand, die Menge mit den Worten theilte: „**Laissez passer, Mes-**

sieurs et Mesdames. Voilà un morceau de liberté!" Man lachte und ging auseinander.

Als ich den Place du Havre verließ begegnete mir einer meiner Freunde, der mir sagte, daß auf der Rue St. Martin das Volk dem Umhacken des dort stehenden Freiheitsbaumes sich widersetzte. Ich schlug den Weg dahin ein. Die Boulevards, die durch das schönste Frühlingswetter sehr belebt waren, zeigten die freundlichste Physiognomie. Auf der Rue St. Martin sah man wol hier und dort eine kleine Gruppe; aber keine einzige dieser Gruppen hatte ein revolutionäres Ansehen.

Gegen Abend zogen mehrere Bataillone nach den aufgeregten, oder vielmehr nach den aufzuregenden Quartiers. Als ich gegen neun Uhr mich dorthin begeben wollte, konnte ich nur bis zur Porte St. Martin kommen. Eine außerordentliche Menschenmenge drängte sich auf dem Boulevard St. Denis und St. Martin. Vor einem der dortigen Kaffeehäuser stand ein großer Freiheitsbaum. Auf diesen Freiheitsbaum wurde unter dem Absingen der Marseillaise und des Girondistenliedes die Trikolore gepflanzt, nicht die rothe Fahne, wie am andern Tage die reaktionären Blätter behaupteten. Das Volk dachte gar nicht daran, diesen Baum

vor den Schergen Carlier's zu vertheidigen; es schmückte ihn nur, um zu zeigen, daß es die Februartage nicht so leicht vergessen, wie die Regierung, die nichts lernen wollte.

Das Volk war an jenem Tage durchaus nicht bestürzt. Es fühlte sich erstarkt durch die Schwäche der Reaktion, die durch Vernichtung unschuldiger Pappelbäume die Republik zu vernichten glaubte. Was aber Ludwig Napoleon betrifft, so hat er mit diesen Bäumen die letzte Wurzel ausgerissen, mit der er in Frankreich's Boden haftete. Er hat dem Pariser Volk die Freiheitsbäume vor die Füße geworfen, und er wird einst darüber stolpern und das Genick brechen. — —

Nun hätte man denken sollen, daß die Regierung, durch diese mißlungene Provocation gewitzigt, künftig wenigstens etwas behutsamer, etwas vorsichtiger, wenigstens etwas geistreicher in ihren Reaktionsgelüsten sein würde. Aber es geschah gerade das Gegentheil. Der nächste dumme Streich, den sie in ihrem Provocationseifer machte, war noch viel dummer als der vorhergehende.

Wahrhaft verzweifelnd, daß das Volk zu keiner Emeute zu bewegen war, entschloß sie sich, dasselbe in seinem Theuersten anzugreifen, das Allerheiligste

seines Herzens durch Schergenhand entweihen zu lassen. Das Volk, welches sich am 24. Februar aller Manifestationen enthielt, konnte doch nicht umhin, die Juliussäule, unter der seine Edelsten und Besten schlafen, mit Kränzen zu schmücken. Während der Nacht aber schickte Herr Carlier einen seiner Agenten, der die Kränze wegnahm. Das Volk war über diese Schandthat, deren kein Vandale fähig gewesen wäre, mehr als empört; es war von einem unbeschreiblichen Ekel gegen eine Regierung erfüllt, die sich selbst der allerschmutzigsten Handlung nicht mehr schämte. Als Charles Lagrange am andern Tage in der Assemblée nationale den Minister des Innern wegen dieser Gräuelthat interpellirte, antwortete Herr Ferdinand Barrot, daß jener Agent, der sich der Entweihung der Gräber schuldig gemacht, bereits entlassen worden. Wie hieß aber dieser Agent? Und welche Behörde war es, die ihm diesen Befehl gegeben? Auf diese einfachen Fragen, die sämmtliche demokratische Blätter an die Regierung richteten, erfolgte als Antwort der Austritt Ferdinand Barrot's aus dem Ministerium. Weil er den Muth gehabt, den Herrn Carlier zu desavouiren, wurde er diesem geopfert.

Wie rächte aber das Volk den Schimpf, den die verblendete Regierung seinen theueren Todten angethan? — Wie ein feinfühlendes Volk sich rächen soll. Kaum war nämlich die Kunde von der nächtlichen Heldenthat des Herrn Carlier bekannt geworden, als Tausende aus dem Volke sich an die Juliussäule begaben und das Gitter derselben mit frischen Kränzen schmückte. Ich werde niemals den Eindruck vergessen, den der Anblick dieser Säule auf mich machte. Das Gitter, welches dieses schöne Monument umgibt und mehrere Hundert Fuß im Umfange hat, war von vielen Tausend Kränzen verhüllt und mit unzähligen Lorbeerzweigen, Blumensträußen und wallenden Bändern geschmückt. Aber noch immer strömten neue Massen mit frischen Blumengewinden herbei. Zwischen diesen Kränzen, Blumengewinden und wallenden Bändern hingen Gedenktafeln und Gedichte an so manchen Helden, der Weib und Kind, Eltern und Geschwister verlassen, um im Kampfe für die Freiheit sein Blut zu verspritzen. Diese Gedichte waren zwar nicht immer orthographisch; aber sie waren innig, schön und rührend. Hier und dort waren große Zettel angeheftet, auf welchen unter der Ueberschrift: **Respect à la loi!** jener Artikel

des Code penale stand, der von der Entweihung der Gräber handelt.

Ich sah die ärmsten Kinder das Sousstück, das ihr ganzes Vermögen ausmachte und vielleicht für ein Stück Brod bestimmt war, für ein Veilchenbouquet hingeben, das sie an das Gitter befestigten. Ich sah arme Ouvriers mit rußgeschwärzten Gesichtern und schwieligen Händen mehrere Franken für Lorbeerzweige und Immortellenkränze ausgeben. So wußte das Volk den Schimpf zu rächen, den man an seinen Todten begangen. Diese Blumensprache aber, in der das Volk mit seiner Regierung nach dem 24. Februar redete, ist die revolutionärste Sprache, die es hätte sprechen können.

Die Regierung hat in ihrem blinden Wahne die Gräber der Helden entweiht und das Volk hat mit Immortellenkränzen auf diese Schmach geantwortet. Die Reaktion hat bei dieser Gelegenheit wieder gezeigt, daß sie nichts gelernt; aber das Volk wird ihr einst zeigen, daß es nichts vergißt. Das Volk schweigt; aber wehe der Reaktion, wenn es einst zu sprechen anfängt! —

VI.

Die Pariser Theater.

1.

Das Théâtre français.

Der erste Dezember des Jahres achtzehnhundert neunundvierzig war für die Anhänger der französischen klassischen Tragödie ein merkwürdiger, ein glorreicher Tag.

Mademoiselle Rachel, die entschlossen gewesen, der Bühne für immer zu entsagen, hatte, nachdem sie den Prozeß gegen das Comité des Théâtre français gewonnen, sich bewogen gefunden, die Bretter wieder zu betreten. Sie eröffnete ihr Repertoire mit Racine's Phädra.

Schon gegen fünf Uhr fanden sich die Kunstfreunde zum Queuemachen ein. Fast drei Stunden

also standen die Verehrer der klassischen Tragödie in dem allerschlechtesten Herbstwetter vor den Pforten des Kunsttempels. Kaum wurden diese Pforten geöffnet, als das Haus auch schon überfüllt war. Ein Publikum, wie man es nur in Paris und in Paris nur bei derartigen Vorstellungen im Théâtre français sehen kann, erwartete mit der ungeduldigsten Sehnsucht den Augenblick, in welchem Frankreich's größte tragische Schauspielerin, die man auf immer für die Bühne verloren glaubte, wieder erscheinen sollte.

Unter dem Publikum befanden sich auch die Eltern der Rachel, Herr Felix und Gemahlin. Zwischen den Fingern eine goldene Dose drehend, saß er da, der Papa Felix, und unterhielt sich eifrig mit seiner Gattin, an deren Hals ein ganzer Juwelierladen hing. Papa Felix schien in der Unterhaltung mit seiner Frau sehr aufgeregt; wahrscheinlich machte er ihr Vorwürfe, daß ihre Ehe nicht fruchtbarer gewesen, so daß er jetzt auf den Brettern des Théâtre français auch anderer Leute Kinder muß spielen sehen. Er schien nicht zufrieden, daß in Racine's Phädra, in welcher acht Personen auftreten, nur drei seiner Kinder, nämlich: die Rachel, die Rebekka und der Raphael spielen

konnten. Er hätte es lieber gesehen, wenn ihm seine Frau ein ganzes Theaterpersonal und zwar ein tragisches und ein komisches zugleich, zur Welt gebracht hätte. Ich weiß nicht, wie Madame Felix gegen ihren Mann, der mit seinen Kindern so gute Geschäfte zu machen versteht, sich vertheidigte; ich sah nur, daß er immer lebhafter, immer eifriger wurde und die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zog. Alles blickte nach der Loge, wo die Eltern der Gefeierten saßen. Endlich ging der Vorhang auf, und als die Rachel erschien, wurde sie mit einem Beifallssturm empfangen, der nicht enden wollte und an dem sich Herr Felix mit seiner Gemahlin, mehr als schicklich war, betheiligten. —

Ich hatte die Rachel in derselben Rolle vor einigen Jahren in Deutschland gesehen und war neugierig, welchen Eindruck sie nun nach einem vielleicht gereifteren Urtheile und in dieser Umgebung auf mich machen würde. Ich fand aber, daß mein Urtheil über sie sich nicht geändert; und jetzt, nachdem ich sie auch in mehreren anderen Rollen gesehen, finde ich dasselbe noch fester gestellt.

Es wäre lächerlich, der Rachel ein großes, ursprüngliches Talent absprechen zu wollen; sie ist besonders als französische Schauspielerin groß. Aber

um eine vollkommene Schauspielerin zu sein, fehlt ihr noch sehr viel. Sie hat viel Feuer, aber sie entbehrt des Gefühls. Sie kann nicht wärmen, sie kann nur zünden; sie kann nur Leidenschaften, aber keine Empfindungen darstellen. Daher ist ihr Repertoire so beschränkt; daher gelingt ihr keine Rolle, in der zartere Regungen vorherrschen; daher ist sie als Pauline im Polyeucte des Corneille, wo ihr Herz doppelt lieben muß, doppelt unbedeutend.

Aber selbst in der wilden Leidenschaft scheint sie zu sehr berechnend, zu sehr effekthaschend; ihre Leidenschaft dünkt uns mehr Kopfarbeit, als Herzensergebniß, mehr Feuerwerk, denn wirkliches Feuer zu sein. Ihr künstlerischer Verstand ist außerordentlich bedeutend und was sich durch diesen erreichen läßt, erreicht sie vollkommen. Deßhalb ist sie auch, was die Mimik betrifft, oft bewundernswürdig. Desto mehr aber verletzt sie durch das Rezitiren der Verse den geläuterten Kunstgeschmack. Sie bringt, durch die Art, wie sie häufig diese Verse spricht, noch mehr Unnatur in das Unnatürliche der Alexandriner. Dieses plötzliche, durch keine innere Nothwendigkeit bedingte Ueberspringen von der gedehntesten Betonung der einzelnen Sylben zum gänzlichen Verschlucken mehrerer Verse ist

besonders für ein deutsches Ohr wahrhaft unausstehlich.

Ich weiß recht gut, daß der heftige Affekt in ungleichem Takte spricht; aber ich weiß auch, daß der wahre Affekt nicht so spricht, und selbst wenn er so spräche, er nicht auf der Bühne so sprechen dürfte. Es ist dieß ein Laster der französischen tragischen Schauspieler überhaupt; allein die Rachel drückt durch ihre persönliche Geltung diesem Laster einen unvergänglichen Stempel auf. Von dem leisesten, kaum hörbaren Flüstern springt ihre Stimme plötzlich zum fürchterlichsten Schreien über. Der Zephyr wird bei ihr sogleich zum wilden Sturme, ohne daß ein einziges Wölkchen ihn vorher ankündigt; und wenn sie in einem Augenblicke einen Alexandriner in dem langsamsten Parademarsche über die Lippen marschiren läßt, läßt sie den andern gleich als Courier mit verhängtem Zügel davon fliegen. Wahrlich, man muß Franzose sein, um diese Manier erträglich zu finden, um nicht verletzt zu werden von den hypertragischen Purzelbäumen, die der Affekt über die Grenze des Schönen zur Affektation hinüberschlägt.

Man wird mir einwenden, daß man auf dem französischen Standpunkte stehen müsse, um die

französische Tragödie und die traditionellen Gesetze ihres scenischen Vortrages richtig beurtheilen zu können. Dieser Einwand ist aber durchaus falsch. Die Kunst kennt keinen andern Standpunkt, als den des Schönen, das auf ewigen, unabänderlichen Gesetzen beruht. Daß nationale Elemente diese Gesetze verfälschen können, läßt sich leicht erklären, aber darum nicht rechtfertigen; und es ist noch Niemanden eingefallen, eine endemische Krankheit für eine eigenthümliche Gesundheit zu halten.

Die sogenannte klassische Tragödie der Franzosen hat unstreitig manches Imponirende; aber die pedantische Regelmäßigkeit in derselben benimmt ihr das Bewältigende, das nur eine freie Kunstschöpfung haben kann. Die französische Melpomene thut keinen Schritt, ohne sich nach Aristoteles umzusehen, den sie zu ihrem Unglück so sehr mißverstanden. Die tragische Muse schreitet auf der französischen Bühne nicht wie eine gewaltige Göttin einher; die mit dem unerbittlichen, unbegreiflichen Geschick einen heftigen Wortwechsel führt, sondern wie eine alte Hofdame, die sehr anständig in Reimen spricht und sich sehr in Acht nimmt, daß ihre gepuderte Perrücke nicht in Unordnung geräth. Die Franzosen nennen dieß klassisch.

Man weiß nun, daß im Anfange der dreißiger Jahre eine Reihe moderner dramatischer Schriftsteller wie Alexander Duval, Casimir Delavigne, Victor Hugo u. A. gegen diese klassische Schule mit ihren Produktionen auftraten. Sie behaupteten, daß die Kämpfe der griechischen und römischen Heroen und Halbgötter außer dem Kreise der modernen Lebensanschauung lägen, daß die Bühne das wirkliche gegenwärtige Leben abspiegeln müßte. Sie überschwemmten das Théâtre français mit ihren sogenannten romantischen Stücken, und es entspann sich ein solch heftiger Streit zwischen den Anhängern der klassischen und der romantischen Schule, daß ganze Ströme kritischer Tinte auf den Schlachtfeldern der Feuilletons vergossen wurden. Dieser Kampf hätte aber ohne Zweifel mit der Niederlage der klassischen Partei geendigt, wenn nicht dieser ein Heiland aus dem Stamme Israel gekommen wäre und ihr einen glänzenden und dauernden Sieg verschafft hätte. Dieser Heiland hieß Rachel Felix.

Es war, glaube ich, im Jahre 1836, als eines Morgens bei dem damaligen Kassier und spätern Direktor des Théâtre français, Herrn Vedel, ein mageres, bleiches Mädchen eintrat und ihn instän-

digst bat, das Théâtre Molière zu besuchen, um sie dort als Soubrette in dem „verheiratheten Philosophen“ des Destouches zu sehen. Herr Bedel entschuldigte sich mit seinen dringenden Geschäften; das Mädchen aber, das sich für eine Schülerin St. Aulaire's ausgab, fuhr in ihrer Bitte so lange fort, bis er diese zu erfüllen versprach.

Das Théâtre Molière, das längst aus der Reihe der Pariser Schauspielhäuser verschwunden, war damals eines jener Winkeltheater, wie sie in Paris zu Dutzenden bestehen. Herr Bedel will indeß sein Wort nicht brechen und begibt sich Mittags in's Théâtre Molière, und da er auf der dortigen Bühne antike Coulissen sieht, glaubt er sich getäuscht, erfährt aber von St. Aulaire, daß vor dem Lustspiele des Destouche die Andromache aufgeführt werden würde. Herr Bedel will sich empfehlen, wird aber von St. Aulaire durch die Versicherung zurückgehalten, daß das junge Mädchen, welches die Titelrolle in dem Racine'schen Stücke darstelle, seine Verwunderung erregen wird. Herr Bedel bleibt. Die Tragödie beginnt und Andromache erscheint, bleich, mager, dunkeln, stechenden Blickes und spricht die Racine'schen Verse auf eine

so eigenthümliche Weise, daß Herr Vedel, wie von einem unnennbaren Zauber gebannt, nach der Scene starrt, wo sich so etwas Unerwartetes ihm darbietet. Er erkundigt sich jetzt genauer bei St. Aulaire nach dem Mädchen, und hört, daß Rachel Felix, denn sie war die Darstellerin der Andromache, eigentlich gar keines Lehrers bedurft habe. Es sei bei ihr Alles natürliche Begabung, poetische Intuition; sie fände das Rechte, ohne daß man es ihr empfehle; sie vermeide die Klippen, ohne daß man sie davor zu warnen brauche. Kurz: das Kind Rachel Felix sei ein Genie.

Herr Vedel, dessen Interesse für Rachel rege geworden, empfiehlt sie dem Herrn Jousselin, und Herr Jousselin empfiehlt sie dem Minister, der den Befehl ertheilt, sie in's Conservatoire aufzunehmen. Rachel kommt in's Conservatoire; aber statt Bewunderung zu erregen, bleibt sie gänzlich unbeachtet.

Beleidigt, verletzt und der Unthätigkeit im Conservatoire müde, betritt Rachel Felix wieder die Bretter des Théâtre Molière. Hier wird sie durch einen Zufall von dem Direktor des Gymnase dramatique, von Herrn Poirson, gesehen. Herr Poirson geräth in Bewunderung und engagirt sie auf

drei Jahre für seine Bühne, und zwar mit einem Gehalte von 3000 Franken für das erste Jahr und mit einer Zulage von je 1000 Franken für die folgenden Jahre. Herr Poirson verspricht sich goldene Berge von dem Wunderkinde. Aber seine Hoffnung schlägt fehl. Das Wunderkind fällt schon in der ersten Rolle durch und läßt in den übrigen Rollen das Publikum kalt, sehr kalt, ja, für eine Gage von 3000 Franken, sibirisch kalt. Rachel Felix wird durch diese häufigen Niederlagen auf's tiefste verwundet und schreibt an Herrn Vedel, der inzwischen Direktor des Théâtre français geworden war, einen Brief, in welchem sie ihn um eine Unterredung mit ihr bittet. Der Direktor des Théâtre français aber, der andere Dinge zu thun hatte, als dergleichen Briefe zu beantworten, wirft Rachel's Billet in den Papierkorb. Rachel Felix, die keine Antwort erhält, denkt wie einst der Prophet Mahomet gedacht, als der Berg nicht zu ihm kommen wollte. Der Prophet ging zum Berge und Rachel geht zum Direktor. Statt seiner aber trifft sie einen der trefflichsten Schauspieler des Théâtre français, den Herrn Samson, dessen Schülerin sie wird. Samson stellt sie nach einigen Monaten dem Herrn Vedel vor, der sie wieder erkennt und

sie sehr zu ihrem Vortheil verändert findet. Er will sie für das Théâtre français engagiren, hört aber, daß sie auf drei Jahre an das Gymnase gebunden sei, an jenes Theater, in welchem sie nur scharfe Dornen pflücke. Der Direktor des Théâtre français schreibt an Poirson, den Direktor des Gymnase, und dieser ist froh, daß man ihm das Wunderkind abnimmt.

Rachel Felix trat am 11. Juni 1838 als Camille in den Horatiern auf und einige Monate später war ihr Name in der ganzen civilisirten Welt bekannt. So schnell wird man in Paris unsterblich, wenn man Glück hat.

Die romantische Schule war jetzt geschlagen; die Manen Corneille's und Racine's waren gerächt und die erschöpfte Kasse des Théâtre français gewann neue Kräfte. Und diese unglaublichen Wunder geschahen durch das Judenmädchen Rachel Felix. Aber diese Wunder kamen dem Théâtre français sehr theuer zu stehen. Je unsterblicher die Rachel ward, desto tyrannischer, desto launischer, desto unerquicklicher ward sie. Es ist wahr, daß sie in einem Zeitraum von fünf Jahren dem Théâtre français die ungeheuere Summe von 1,503,000 Franken eingetragen; es ist ferner wahr, daß sie

durch ihren Genius die leeren Räume des glänzendsten Theaters der Welt wieder belebte und daß ohne sie die klassische Tragödie der Franzosen in den tiefsten Verfall gerathen wäre; aber es ist nicht minder wahr, daß sie durch ihre schmutzige Habgier, die besonders von ihrem Vater geweckt wurde, das Théâtre français rein aussaugte, daß sie kein Verdienst neben sich gelten ließ und gegen Alle intriguirte, die irgend eine Selbstständigkeit neben ihr behaupten wollten. Sie hat keines jener Komödiantenmittel, als da sind: Schnupfen, Heiserkeit, Ohnmachten, unbenutzt gelassen, um ihre Launen durchzusetzen. So hatte auch ihr jüngster Prozeß mit den Sociétaires des Théâtre français nur in ihrer tyrannischen Herrschsucht seinen Grund.

Das Théâtre français, obgleich von der Regierung subventionirt, ist doch von ihr ziemlich unabhängig und wird von einem, aus den Mitgliedern des Theaters bestehenden Comité geleitet und verwaltet. Man kann sich nun leicht denken, wie oft Fräulein Rachel, bei ihrem herrschsüchtigen Charakter, mit diesem Comité, das schon durch den Selbsterhaltungstrieb gezwungen war, gegen sie und ihre unbilligen Anforderungen seine Rechte zu behaupten, in Conflikt gerathen mußte. Sie konnte

es nicht ertragen, daß man sich ihren hochgeschraubten Zumuthungen widersetzte. Sie wollte Selbstherrscherin sein. Nachdem sich nun ihre Zwistigkeiten mit den Sociétaires immer mehr gehäuft und man ihr, selbst auf die Gefahr hin, sie zu verlieren, die Zähne gezeigt, beschloß sie, einen **Coup d'état** zu machen. Dieser **Coup d'état** bestand darin, daß sie ihre Entlassung einreichte, was so viel hieß, als daß sie die Bühne gänzlich verlassen wollte. Nach dem Dekret von Moskau, das Napoleon für das Théâtre français erlassen, ist nämlich jedes Mitglied dieses Theaters nach zehnjährigem Dienste berechtigt, seine Entlassung zu verlangen, muß aber das Entlassungsgesuch nach einem, seit dem ersten Entlassungsgesuch verstrichenen Jahre wiederholen und darf dann keine andere Bühne inner- oder außerhalb Frankreich's je wieder betreten. Der Geist dieses Gesetzes ist klar. Napoleon wollte der ersten Bühne Frankreich's die Talente sichern und allen Mißbräuchen vorbeugen, zu denen das Theatervölkchen sich bekanntlich sehr oft verleiten läßt. Die Sociétaires des Théâtre français, die überhaupt nicht glauben konnten, daß es der Rachel Ernst sei, der Bühne zu entsagen, behaupteten, sie habe die bei den Entlassungsge-

suchen nach dem Dekret von Moskau vorgeschriebenen Formen nicht beobachtet. Es entspann sich nun ein Prozeß, der zu Gunsten der Rachel entschieden wurde. Fräulein Rachel war ihres Engagements am Théâtre français entbunden, durfte aber natürlich keine Bühne mehr betreten. Nun war Trauer in Israel. Die Anhänger der klassischen Schule, die durch den Genius der Rachel während eines Zeitraums von mehr als zehn Jahren so herrliche Triumphe gefeiert, hüllten sich in Sack und Asche; die Manen Corneille's und Racine's ließen trauernd die Häupter sinken und die romantische Schule lachte schon in's Fäustchen: als plötzlich das Théâtre français in der Person des Herrn Arsène Houssaye einen Direktor erhielt.

Herr Arsène Houssaye ist ein sehr schlechter lyrischer Dichter und als Prosaiker hatte er bisher nur ganz winzige Sächelchen für das Feuilleton des Constitutionel geschrieben, dessen Gerant, Herr Veron, mit der Rachel sehr befreundet ist. Fräulein Rachel ist aber nicht nur mit Herrn Veron, sie ist auch mit dem Präsidenten der Republik sehr befreundet. Ob diese Freundschaft der Fräulein Rachel mit dem Präsidenten der Republik in der Gemeinschaft politischer Ansichten, oder in einer

andern Gemeinschaft ihren Grund hat, darüber sind die Ansichten in Paris sehr verschieden: sicher aber ist Herr Arsène Houssaye nur durch die Intrigue der Rachel zu diesem Posten gekommen. Er ist also nur eine Kreatur der Rachel. Nachdem nun Herr Arsène Houssaye Direktor geworden, entschloß sich Fräulein Rachel, die welthistorischen Bretter des Théâtre français wieder zu betreten. Nun war Israel erlöst. Die Anhänger der klassischen Schule zogen sich jubelnd die Säcke aus und schüttelten sich die Asche von den Köpfen; die Manen Corneille's und Racine's lächelten wieder in milder Verklärung und die romantische Schule sank abermals in ihr romantisches Nichts zurück.

Der erste Dezember des Jahres achtzehnhundert vierzig und neun war eine gewonnene Schlacht für die Anhänger der klassischen Schule. Aber zwischen dem Jubel, der an diesem Abend die Rachel empfing, ließen sich doch mehrere sehr starke Zischlaute vernehmen. Sie rührten wahrscheinlich von Denen her, die, bei aller Verehrung vor dem Talente der Rachel, ihren schmutzigen, eigennützigen Charakter und ihre Neigung zu Intriguen verabscheuen.

Die Malice der Franzosen, die sich so gern in Wortspielen Luft macht, dichtete bald darauf eine

Grabschrift auf den frisch gebackenen Direktor des Théâtre français. Das Epitaphium, das eines der Pariser Witzblätter nach dem Wiederauftreten der Rachel brachte, lautet wie folgt:

„Ci-gît un jeune auteur que mon Veron poussait;
Sa tête qui ne fut jamais pour l'art saine,
Se perdit tout-à-fait aux écueils d'une scène...
La fille d'Israël, helas! peut dire où c'est."

Fräulein Rachel's Triumph wurde indessen diesen Winter durch den ungewöhnlichen Erfolg, dessen sich Emile Augier's Lustspiel: Gabrielle erfreute, sehr beeinträchtigt. Dieses Lustspiel machte wahrhaftes Furore und drängte Racine und Corneille und folglich die Rachel während der ganzen Saison ziemlich in den Hintergrund.

Emile Augier ist ein junger Mann, der vor sechs Jahren mit seinem ersten Lustspiele: **La Ciguë**, auftrat. Noch nie hat ein Dichter größern Erfolg mit seiner ersten Produktion gehabt und noch nie war ein glänzender Erfolg mehr gerechtfertigt. Alles, was man von einem Lustspieldichter verlangen konnte, war in diesem zweiaktigen Stücke geboten: originelle Erfindung, geistreiche Schürzung und ungezwungene Lösung der Intrigue, ein pikanter, witziger Dialog und die

klassischsten Verse. Die Franzosen warfen dem jungen Augier, dem Enkel des Romandichters Pigault Lebrun, die frischsten Lorbeerkränze zu, begrüßten in ihm einen würdigen Nachfolger Molière's und munterten ihn zum fleißigen Schaffen auf. Der junge Augier nahm die Lorbeerkränze und den stürmischen Beifall siegestrunken hin, umarmte nochmals die komische Muse und erzeugte mit ihr ein Lustspiel, das **L'homme de bien** heißt. Ein **homme de bien**, zu deutsch: Biedermann, macht aber sehr selten Glück in der Welt. Augier's Biedermann behagte dem Publikum nicht und verschwand nach einigen Vorstellungen vom Repertoire. Emile Augier ließ sich indessen durch diese Niederlage nicht abschrecken und obgleich noch sehr jung, wußte er doch, daß einem Vater nicht alle Kinder gleich gut gerathen können. Nach einiger Zeit brachte er ein drittes Stück: **L'avanturière**, auf die Bühne; aber die Abenteurerin erregte noch weniger Interesse als der Biederman und war bald vergessen.

Mit desto größerm, mit desto ungetheilterm Beifalle wurde aber diesen Winter Augier's fünfaktige Komödie, Gabrielle, aufgenommen. Dieses Lustspiel, das trefflich dargestellt wurde, erregte ein

doppeltes Interesse, ein ästhetisches und ein moralisches. Gabrielle, ein schönes, junges Weib, Mutter eines liebenswürdigen Kindes und Gattin eines der edelsten Männer, ist unglücklich, sehr unglücklich. Sie hat romantische Gefühle und kümmert sich daher nicht um ihre Haushaltung; und was ihren Gatten betrifft, so kann sie ihn schon deßhalb nicht lieben, weil er so spießbürgerlich tugendhaft ist, weil er unausgesetzt schafft, weil er in der Arbeit für sein Weib und Kind sich fast aufreibt. Gabrielle liebt ihren Mann nicht und das macht sie unglücklich. Wenn aber Gabrielle ihren Mann nicht liebt, wen liebt sie denn? Natürlich, einen Andern. Dieser Andere ist ein junger Mensch, der, ebenfalls voll romantischer Gefühle, sonst aber nicht sehr bedeutend, sich ihretwegen bereits einem Duelle ausgesetzt. Gabrielle's Gatte kommt ihm mit der wärmsten Freundschaft entgegen, nimmt ihn in seinem Hause auf und der undankbare Gast weiß seinem Wirthe nicht besser zu danken, als daß er ihm die Frau zu verführen und zu entführen trachtet. Gabrielle kämpft zwar, ist aber bald entschlossen, in dem Kampfe zu unterliegen, das heißt: sich entführen zu lassen, trotz der Ermahnungen ihrer Tante Adrienne, die, mit ihrem Gatten, einer

sehr komischen Figur, in dem Hause Gabrielle's auf Besuch, in früheren Jahren in einem gleichen Kampfe begriffen war. Gabrielle's Gatte hat bisher nichts von dem sträflichen Verhältniß seiner Gattin geahnt, wird aber wie von einem Donnerschlage getroffen, als er Gabrielle im Zwiegespräch mit dem jungen Manne belauscht, dem er sein ganzes Wohlwollen, dem er das unbedingteste Vertrauen geschenkt. Der arme Gatte ist zerschmettert, vernichtet. Wozu hat sein Fleiß, sein unausgesetztes Schaffen gedient? Aber er rafft sich auf. In dem Augenblicke, wo der Verführer bei seiner Frau ist, die bereits entschlossen, mit ihm zu fliehen, tritt der unglückliche Gatte zwischen Beide und ohne ihnen direkt zu sagen, daß er um ihr sträfliches Verhältniß weiß, schildert er ihnen ein solches mit den lebhaftesten Farben. Er sagt seiner verirrten Gattin, daß ein Weib, welches Gatte und Kind verlassen und sich einem andern Manne in die Arme geworfen, nur Schmach und Schande ärnten müsse. Einem solchen Weibe würde jede Minute der Erinnerung zum Dolchstoße; ein solches Weib würde vor der ärmsten Bäuerin, die ein Kind an der Hand führe, zerknirscht die Augen niederschlagen müssen u. s. w. Gabrielle, die aus dieser

Rede merkt, daß ihr Gatte Alles weiß und daß er aus Edelmuth ihr und ihrem Verführer eine furchtbare Reue erspart, stürzt, ergriffen und bewältigt von seiner Großmuth, ihm zu Füßen und während sie ihn um Verzeihung bittet, schleicht der Verführer mit verhülltem Gesicht von dannen.

Emile Augier wußte in diesem Stücke, das ich hier nur in sehr flüchtigen Umrissen angedeutet, ein fatales Gebrechen unserer modernen Familienzustände bloßzustellen. Er hat den Abgrund gezeigt, in welchen ein Weib sich und ihre Familie stürzt, das in dem überspannten, den Boden verlierenden Romantisiren die Poesie so zu sagen außerhalb der Poesie sucht. Augier hat in der Gabrielle dem stillen, häuslichen Glücke den reinsten Glanz der Poesie vindizirt. Sein Lustspiel ist eine Verklärung der Ehe. Die Männer applaudirten daher mit wahrhafter Begeisterung und nach der Stärke des Applauses konnte man so ziemlich auf die Tugend ihrer Frauen schließen. Mancher arme Mann applaudirte sich fast die Hände wund. Viele Frauen aber hielten die fein gestickten Battist-Schnupftücher vor die Augen und weinten entweder Thränen der Reue, oder Thränen der Freude über ihre feuerfeste Tugend. Wer kann die Thränen unterscheiden?

Die Darstellung der Gabrielle hat gezeigt, welche treffliche Kräfte das Théâtre français für die Komödie noch immer besitzt und daß es am Ende doch die einzige Bühne der Welt ist, wo ein wahrhaft nationales Lustspiel vorzüglich aufgeführt wird.

Dem gebildeten Franzosen ist das Théâtre français ein Tempel, eine Kirche; er ist voll Sammlung und Andacht, wenn er in diesem Hause sitzt und die pompösen Verse seiner Klassiker hört. Die Franzosen wissen ihren Corneille, ihren Racine und Molière auswendig; dennoch haben sie gewöhnlich das Buch in der Hand, damit ihnen ja keine Sylbe entgeht. Einem Deutschen aber wird es ganz eigenthümlich zu Muthe, wenn er im Foyer des Théâtre français herumgeht und zu beiden Seiten desselben die Marmorbüsten sämmtlicher dramatischer Dichter Frankreich's sieht. Der Franzose betrachtet diese marmornen Köpfe, die nur zum Theil ausgezeichnete Köpfe darstellen, mit der tiefsten Ehrfurcht, und indem er sie ehrt, ehrt er den Genius seiner Nation und sich selbst. Der Franzose ist dankbar gegen seine Dichter und vergißt gern deren Mängel, während der gründliche Deutsche seine Dichter nur zu kritisiren weiß. Der Deutsche liebt

es, an jeder Sonne seines poetischen Himmels die Flecken zu suchen und dann über die Flecken die Sonne selbst zu vergessen. Die deutsche Literaturgeschichte ist deßhalb eine wahre Passionsgeschichte. Es gibt wenig deutsche Dichter, die nicht Märtyrer gewesen wären.

2.

Odeon.

Das Odeontheater hat, wie so viele öffentliche Gebäude in Paris, eine merkwürdige Geschichte. Unter dem Namen: **Nouveau théâtre français** wurde es am 9. April 1782 eröffnet. Sieben Jahre später, als das große Weltdrama, die französische Revolution, begann, warf es den alten Namen ab und hieß **théâtre de la nation.** Es wurde neu dekorirt und in seinen Hallen prangten die Statuen der Freiheit, der Vernunft, der Natur und andere splitternackte Göttinnen. Da der Name **théâtre de la nation** den damaligen Kraft-Menschen nicht kräftig genug war, so wurde dieses Theater 1793 wieder umgetauft in **théâtre de l'Egalité.** Die Schauspieler aber, die durch die in diesem Theater aufgeführten Stücke dem Namen desselben keineswegeges entsprachen, wurden am 3. September desselben Jahres sämmtlich verhaftet und das Theater geschlossen. Die Säle desselben dienten mehre Jahre hindurch für politische Clubs. Erst 1797 wurde

das Haus wieder der Kunst geöffnet und erhielt den Namen **théâtre de l'Odéon**, den es nun über ein halbes Jahrhundert trägt.

Das Odeon wird noch jetzt **second théâtre français** genannt. Das Odeon ist nämlich die einzige Bühne in Paris, welche neben dem Théâtre français die sogenannten klassischen Stücke aufführen darf. Die übrigen Bühnen müssen sich mit den nicht klassischen oder unklassischen dramatischen Brocken begnügen, die ihnen die modernen Poeten hinwerfen.

Das Odeon liegt im Quartier latin, in der Nähe der Universität und der Sorbonne. Hier weht eine sehr gelehrte, fast deutsche Luft. Das Parterre-Publikum des Odeontheaters besteht größtentheils aus Studenten, also aus Leuten, welche mit ihrem Urtheil nicht zurückhalten und dieses laut und deutlich genug äußern. Das Publikum des Odeon ist daher sehr gefährlich, sowohl für den Autor als für den Darsteller; und der Dichter, der sein dramatisches Kind zuerst diesem Publikum vorführt, ist nicht immer sicher, Vaterfreuden zu erleben. Wirklich ist auch auf den Brettern des Odeontheaters manches Kind dramatischer Laune in ewige Vergessenheit gezischt worden.

Man kann nicht sagen, daß das Theaterpublikum des Quartier latin aus ungerechten Richtern bestehe; aber es besteht aus sehr scharfen Richtern, die über poetische Kriminalverbrechen leicht das Todesurtheil verhängen. Die Hinrichtungen auf diesem Theater sind daher ziemlich häufig und es ist also, wenn auch nicht immer erfreulich, doch immer sehr interessant, gerade hier der ersten Aufführung eines Stückes beizuwohnen.

Ich hatte das Glück, die erste Darstellung des François le Champi zu sehen. Das Theater war bis zum Erdrücken voll; denn obgleich der Autor nicht auf dem Zettel genannt war, so wußte doch Jeder, daß er Georg Sand hieß.

Madame Sand hatte 1840 ein Drama: Cosima, auf dem Théâtre français zur Aufführung bringen lassen, das sehr ungünstig aufgenommen worden. Seit jener Zeit hatte sie sich durch Stillschweigen an den Brettern gerächt und ihr großes Talent in jenen epischen Produktionen entfaltet, die selbst den Gegnern der Sand'schen Ansichten Bewunderung abnöthigten. Sie hatte sich inzwischen dem Sozialismus zugewendet und an der Februarrevolution durch Manifeste und Proklamationen betheiligt. Das Publikum, besonders dasjenige, das den gleich-

namigen Roman der Sand nicht kannte, gab sich vor der Aufführung des Champi den verschiedensten Vermuthungen hin. Auf jeden Fall erwartete man etwas Bedeutendes, etwa eine dramatisirte Polemik gegen die verkehrten sozialen Zustände der Gegenwart. Statt dessen aber sah man eine dreiaktige Idylle.

Der Hauptwerth des Champi besteht weniger in dem kunstvoll geschürzten Knoten der Handlung, die in einem Dorfe der Provinz Berry, wo Georg Sand geboren, sich abspinnt, als in der Grazie derselben. Die Fabel ist ziemlich einfach. François, der Held des Stückes, ist ein Champi, eine Benennung in der Provinz Berry für ein Findelkind, das auf dem Felde (champ) von mitleidiger Hand aufgenommen wird. François wurde als Kind von Madelaine, der Frau des reichen Bauern Blanchet, aufgenommen und erzogen. Der Knabe gedieh prächtig und die edle That Madelaine's wurde durch den reichsten Segen des Himmels belohnt. Blanchet's Aecker wurden sehr fruchtbar. Seine Scheuern waren stets gefüllt und seine Heerden mehrten sich auf der mastigen Trift. Das Findelkind wächst indessen heran und wird ein kräftiger, schöner Junge. Der Bauer Blanchet ist

aber mit dieser Entwickelung des Findelkindes nicht sehr zufrieden. Blanchet zweifelt an seiner eigenen Liebenswürdigkeit und an seines Weibes Tugend, der das Findelkind gefährlich werden könnte. In seiner Eifersucht jagt er François aus dem Hause. Einige Jahre nach dieser, an dem unschuldigen Champi begangenen Grausamkeit stirbt Blanchet. Nun geht sein Besitz dem schnellsten Verfall entgegen. Die Aecker sind verwüstet; die Wiesen tragen Dornen und Disteln und Madelaine verfällt in Siechthum. Während ihrer Krankheit, in welcher sie von Mariette, einer Verwandten, und von einer treuen Magd, Catharine, sorgfältig gepflegt wird, kommt François, der unterdessen zum stattlichen Jünglinge herangereift ist. Mit dieser Rückkehr beginnt das Stück. François, ergriffen von dem traurigen Zustande, in welchem seine Wohlthäterin sich befindet, widmet sich ihr und ihrem verwahrlosten Besitzthume mit der zartesten Sorgfalt, mit dem unermüdlichsten, umsichtigsten Fleiße und sieht nach kurzer Zeit diese Sorgfalt, diesen Fleiß auf's schönste belohnt. Madelaine ist wieder genesen. Die Rosen der Gesundheit blühen wieder auf ihren Wangen und auf ihren Aeckern blüht und reift das schönste Korn. Was aber

regt sich in dem Herzen des Champi? Ist es das Gefühl der Dankbarkeit, das Gefühl kindlicher Liebe gegen die Wittwe, oder ist es eine tiefere, heißere Empfindung gegen das schöne Weib? Er weiß es selbst noch nicht. Er glaubt sogar, daß er sich ernstlich um die Hand Mariette's bewerbe, die in ihrer Zuneigung gegen ihn durch die boshafte Verleumdung eines klatschhaften Weibes, **La sévère**, wankend gemacht wird. Darin besteht die freilich sehr schwache Intrigue des Stückes, das mit der Verlobung François und seiner Wohlthäterin endigt.

François le Champi ist eine dramatisirte Dorfgeschichte. Das Pariser Publikum, dem man das ganze Jahr hindurch in Dramen und Komödien so viele Salon-Laster, so viele verdorbene Sitten vorführt, war froh, hier gesunde Landluft einzuathmen. François le Champi wurde also mit Enthusiasmus aufgenommen und erlebte weit über hundert Vorstellungen. Für uns Deutsche, die wir der Tugend näher stehen, als die Pariser, ist die Sand'sche Produktion durchaus nicht von so hohem Interesse.

Herr Boccage, der Direktor des Odeontheaters, soll durch den Champi über hunderttausend Franken

gewonnen haben. Ich sage dieß, mehr die Franzosen zu loben, als die deutschen Theaterdirektoren zu kränken. Das Odeontheater hat eine entschieden republikanische Färbung.

3.

Théâtre de Vaudeville.

Das Vaudeville-Theater steht dem Börsengebäude gegenüber. Dieses beständige **vis-à-vis** konnte nicht ohne Einfluß bleiben und es herrscht auch wirklich ein zärtliches Verhältniß zwischen beiden, ein zärtliches Verhältniß wie zwischen Nonnenwerth und Rolandseck.

Die Männer der Börse, denen das Eigenthum so heilig ist, daß ihnen sonst nichts heilig ist, haben für dieses Theater eine besondere Zuneigung gefaßt. Es ist das reaktionärste Theater in Paris. Hier wird die arme französische Republik jenen kleinen Witzen ausgesetzt, von denen sie wie von unverschämten Flöhen schonungslos zerstochen und zernagt wird. Diese reaktionären Flöhe hat zuerst die Firma Brunswick und Leuven in dem Vaudeville: **La foire aux idées** geliefert. **La foire aux idées** heißt auf deutsch: Gedankenmarkt. Auf dem Gedankenmarkt der Trödler Brunswick und Leuven sieht man aber nur abgetragene Ge-

danken, Gedanken, die an den Ellenbogen sehr fadenscheinig sind, was mich vermuthen läßt, daß die dramatischen Handelsjuden Brunswick und Leuven sie von den Börsenmännern erstehen. Gewiß, die abgetragenen Gedanken kommen von der Börse, und den Herren Brunswick und Leuven bleibt nur das Verdienst, die reaktionären Flöhe dazu geliefert zu haben.

La foire aux idées hat vier Theile, oder vielmehr vier Nummern. Als ich nach Paris kam, waren die ersten drei Nummern bereits abgespielt und es wurde nur noch die **quatrième numéro de la foire aux idées** gegeben. Diese vierte Nummer des Gedankenmarktes hat drei Akten; aber kaum ein Drittel so viel Gedanken. Der erste Akt hat es mit der Liberté, der zweite mit der Egalité und der Dritte mit der Fraternité zu thun.

Der Inhalt des Stückes ist folgender: Ein junger Mensch, Nathaniel, der viel Geld und wenig Erfahrung besitzt, wird von den Aposteln des Evangeliums der Demokratie, die viel Erfahrung und wenig Geld haben, zu dem neuen Glauben bekehrt. Diese Apostel sind Bassermann'schen Schreckensgestalten mit ungekämmten Urwäldern auf den Köpfen und in den Gesichtern. Da die Franzosen glauben,

daß sich die Demokratie in Deutschland weniger kämmt als in Frankreich, so sind diese Schreckensgestalten Deutsche. Sie heißen: Frigousmann, Blagansdorf, Chipansberg. Die Bekehrung Nathaniel's, der mit einem schönen Mädchen, Rosa, verlobt ist, findet bei einem Trinkgelage statt. Die Apostel und der Proselyt sprechen dem Glase so lange zu, bis sie selbst nicht mehr sprechen können und einschlafen. Das ist das Vorspiel. Nun folgen die Scenen, wo der Mißbrauch der Freiheit, oder die Freiheit des Mißbrauchs vor den Augen des Publikums gezeigt wird. Keiner will gehorchen; Jeder will befehlen. Jede Scene wird eine Prügelscene, und die Unordnung ist an der Tagesordnung. Nachdem auf diese Weise hinlänglich gezeigt worden, wie gefährlich dem Menschen die Freiheit ist, nachdem die Herren Brunswick und Leuven in die Schüssel der Liberté gespuckt, um dem Publikum den Appetit daran zu verleiden, hat der erste Akt nichts Besseres zu thun, als dem zweiten Platz zu machen. Dieser zweite Akt zeigt das Unglück, welches das Prinzip der Gleichheit anzurichten im Stande ist. Alle Häuser gleichen einander so sehr, daß man sie nicht unterscheiden kann. Wie die Häuser, so die Menschen. Keine Größe wird mehr anerkannt;

alle Stände sind nivellirt und die Canaille sieht der Haute Volée so ähnlich, wie ein Strick dem andern. Dieser Akt, in welchem die Herren Bruns-wick und Leuven nach Witzen jagen, aber keinen auftreiben können, endet mit einer Prügelei und das ist einzig das Schlagende in diesem Akte. Nathaniel, den die ersten zwei Akte immer tiefer in die Demokratie sinken lassen, fängt im dritten an, seinen Irrthum etwas einzusehen. Er ist zwar ein sehr guter Mensch; aber die allgemeine Bruderschaft mißfällt ihm uud besonders deßhalb, weil Jeder außer ihm ein armer Bruder ist und er die Kosten der Fraternité allein tragen muß. Er hat keinen Augenblick Ruhe in seinem Zimmer. Jeder kommt, um von ihm zu fordern, Keiner um ihm etwas zu geben. Er findet daher die Idee der Brüderlichkeit gar nicht rentabel. Nachdem nun seine demokratischen Brüder seinen Kleiderschrank geplündert und sein Vermögen mehr unter sich als mit ihm getheilt, fängt er an, sehr stutzig zu werden. Nun folgt eine merkwürdig dunkle Scene. Es ist nämlich Nacht und Nathaniel erwartet sein Weib, mit dem er sich am Tage vermählt hatte. Im Hintergrunde ist das Brautgemach, das von einem Vorhang verhüllt wird. Dem Bräutigam wird

die Zeit entsetzlich lange, was ihm unter den bewandten Umständen nicht übel zu nehmen ist; zu seinem ungeheuern Aerger kommt ihm ein Bruder nach dem andern über den Hals und beutet seine Geduld und sein Besitzthum aus. Endlich glaubt er Ruhe zu haben. Die Thüre des Seitenzimmers öffnet sich und vor ihn tritt die hold verschämte Braut im Braut — — hemde. Ein zärtliches Zwiegespräch folgt nun zwischen Braut und Bräutigam, die nicht merken, daß unterdessen ein Demokrat nach dem andern in's Brautgemach geht. Nachdem ungefähr ein Dutzend dieser Demokraten sich in's Brautbett gelegt, kommt ein fünfstöckiger Tambourmajor und macht den Beschluß.

Man kann sich denken, wie unangenehm das Brautpaar, besonders aber der Bräutigam, überrascht wird, als er, seine Neuvermählte an der Hand, den Vorhang öffnet und ein ganzes demokratisches Heerlager im Brautlager findet. Während er in gerechten Zorn geräth, fällt der Vorhang. Aber das Stück ist noch nicht zu Ende. Die Moral fehlt noch. Der Vorhang geht also wieder auf und wir sehen Nathaniel mit den ungekämmten Aposteln der Demokratie bei'm Trinkgelage schlummern. Nathaniel erwacht, reibt sich die Augen

und wir erfahren nun, daß er Alles, was wir während des ganzen Stückes gesehen, während seines Rausches nur geträumt hat. Man kann sich leicht seine Freude denken, als er sieht, daß sein demokratischer Lebenswandel nur ein böser Traum gewesen. Nun erbricht sich die Demokratie und die Reaktion setzt sich zu Tisch. —

Als dieser Gedankenmarkt keine Besucher mehr fand, wurde — wahrscheinlich auf Bestellung der Börsenmänner — ein anderes reaktionäres Stück, **La fin d'une république** im Vaudeville-Theater aufgeführt. In diesem Stücke, das auf Hayti spielt und die französischen Zustände im Sinne der Reaktion parodirt, litt die Gemeinheit so viel Mangel an Witz, daß die Reaktion gähnte. Das Ende der Republik erlebte daher bald ein unglückseliges Ende und machte den **saisons vivantes** Platz. In diesem Vaudeville treten sämmtliche Jahreszeiten auf, die rauhen und die milden, und ringen um den Preis. Saturn ist der Preisrichter. Da jede Saison einen besondern Reiz vor ihm entfaltet, so ist Saturn in sehr großer Verlegenheit. Jede Saison, die, wie ein deutscher Literat, nicht aufhört, sich selbst zu loben, sagt der französischen Republik grobe Wahrheiten oder wahre Grobheiten. Der Winter

besonders ist ganz grimmig darüber, daß die französische Nation, die den Kainsstempel der Republik auf der Stirne trägt, die Krondiamanten verkaufen will. Saturn, der ein schwacher Mann ist, gibt keiner der Jahreszeiten den Preis, das heißt: Allen und gibt sich mit ihnen der Hoffnung hin, daß das schöne Frankreich seinen republikanischen Irrthum bald einsehen und reuig zur monarchischen Wahrheit wieder zurückkehren würde.

Die „lebenden Jahreszeiten" haben drei noch lebende poetische Väter, die da heißen: Dartois, Beavoir und Besselève; ich habe aber bis jetzt noch nicht herausbringen können, wer von diesen Dreien den meisten Mangel an Geist zu diesem Produkt geliefert. —

Da nun ein französisches Publikum, selbst wenn es monarchisch gesinnt ist, sich nicht gern langweilt, so wurde es am Ende doch dieser unaufhörlichen Polemik gegen die Republik müde. **Toujours perdrix!** hieß es. Die Leute hatten sich an den reaktionären Rebhühnern, die ihnen von den dramatischen Köchen des Vaudeville-Theaters jeden Abend vorgesetzt wurden, den Magen verdorben. Es ging ihnen, wie einst den Juden mit den Wachteln. Die reaktionären Stücke verschwanden

daher nach und nach von dem Repertoire des Vaudeville-Theaters. Merkwürdig war übrigens das Benehmen der Regierung diesem Theater gegenüber. Während sie hier die reaktionären Stücke, die gegen die Republik mit wenig Witz und viel Behagen kämpften, unbehelligt ließ, schritt sie gegen andere Theater, die entschieden republikanische Stücke gaben, sogleich ein. So beeilte sie sich, ein Vaudeville von Méry, „une nuit blanche“, das gegen die Reaktion gerichtet ist, gleich nach der ersten Aufführung im Odeon zu verbieten. Diese Regierung läßt sich eher die derbsten Ohrfeigen der Reaktion als die sanftesten Nasenstüber der Republikaner gefallen. Arme französische Republik!

Man würde sich indessen gewaltig irren, wenn man glaubte, daß auf dem Vaudeville-Theater, auf dessen Brettern im Interesse der Ruhe, der Ordnung und der Civilisation gegen die Republik gekämpft wird, lauter tugendhafte, keusche Stücke gegeben würden. Im Gegentheil! Das Vaudeville-Theater gibt in der Regel solche Stücke, in denen die Schamhaftigkeit Bankrott macht. So wurde diesen Winter dort ein Vaudeville, „Daphnis und Chloe“, aufgeführt, das selbst den Franzosen, die in dieser Beziehung nicht nur viel vertragen können,

sondern viel vertragen wollen, etwas zu decolletirt war.

Das Vaudeville „Daphnis und Chloe" spielt in Hellas und hat also einen klassischen Anstrich. Daphnis ist ein Hirte und Chloe ist eine Hirtin; Beide sind so unschuldig, daß sie den Unterschied des Geschlechtes gar nicht kennen. Daphnis, von der Madame Cico, einer sehr reizenden Frau, dargestellt, trägt ein Röckchen, das oben viel zu spät anfängt und unten viel zu früh aufhört, und Chloe, dargestellt von der schönen Madame Octave, trägt ein Kleidchen, das oben gar nicht anfangen würde, wenn es unten nicht sobald als möglich aufhören müßte. Daphnis und Chloe sind eigentlich nur in seidene Nacktheit gekleidet, und das Publikum sieht gerade so viel, als der Trikot nicht verhüllen will, d. h. fast Alles.

Daphnis liebt Chloe und Chloe liebt Daphnis. Sie hören beide die Stimme ihres Herzens, ohne deren Sprache zu verstehen; sie sind beide, wie gesagt, so unschuldig, daß sie von ihrer Unschuld gar keinen Begriff haben, was das eigentliche Wesen der Unschuld am richtigsten bezeichnet. Sie treffen sich am Fuße der Bildsäule des Pan. Diese Bildsäule scheint aber nur eine Bildsäule; denn

Pan lebt und stellt sich nur unbeweglich. Während nun Daphnis und Chloe in ihrer Unschuld sich unterhalten, was den nichts weniger als unschuldigen Pan zu verschiedenen Bemerkungen veranlaßt, die ich nicht wieder geben mag, aus Furcht, meine Tinte könnte roth werden, empfindet Chloe plötzlich einen heftigen Schmerz am linken Fuße. Sie stößt einen Schrei aus, und als Daphnis nach der Ursache ihres Schmerzes fragt, sagt sie, daß sie eben von einer Schlange gebissen worden. Die Schlangen beschäftigen sich sehr gern mit der Unschuld. Daphnis, voll Theilnahme für Chloe, will die Wunde sehen und Chloe legt ihren linken Fuß in seine Hände. In dieser Scene, die sehr plastisch ist und dem neugierigen Zuschauer nicht weniger zeigt, als er sehen will, benimmt sich Daphnis sehr dumm; denn er weiß nicht, was er mit dem schönen Fuß, der ihn heftig elektrisirt, anfangen soll, und der Gott Pan, der von dem Piedestal herunter Alles sieht, macht die Bemerkung, daß er in dergleichen Situationen sich viel vernünftiger, jedenfalls als Mann, benehmen würde. —

Ich weiß nicht mehr, aus welchen Gründen Daphnis und Chloe sich jetzt trennen. Genug, sobald Daphnis fort ist, verläßt Pan das Piedestal

und eilt Chloe'n nach. Inzwischen hat eine Schaar Oreaden, Nymphen und Dryaden den unschuldigen Daphnis gefunden und in ihre Mitte genommen. Sie geben ihm nun Unterricht in der Anti-Unschuld und es zeigt sich, daß er durchaus nicht so dumm ist, um von derartigen Lektionen nicht etwas zu profitiren. Er schämt sich bald seiner Unwissenheit. Zu gleicher Zeit gibt Pan der unwissenden Chloe auch einige Aufklärung, und sie zeigte sich keinesweges als eine unfähige Schülerin. Als nun Daphnis und Chloe sich wieder zusammenfinden, sagt Jener zu Dieser, daß er jetzt wisse, was Liebe sei. Chloe bittet ihn, ihr sein Geheimniß mitzutheilen, worauf er sie umarmt. „Allez toujours", sagt ihm Chloe, die von seiner so schnell erworbenen Gelehrsamkeit angenehm überrascht wird. Daphnis küßt seine Chloe, um ihr zu zeigen, was Liebe sei. Chloe läßt sich dieß sehr gern gefallen, sagt aber wieder: „allez toujours!" Er führt sie auf eine Rasenbank, legt seinen Kopf in ihren Schooß und Chloe, der immer mehr Licht aufgeht, sagt abermals: „allez toujours!" Daphnis scheint ihr immer noch nicht gelehrt genug. Daphnis, fürchtend, er würde zu weit gehen, wenn er in diesem Augenblicke noch weiter ginge, antwortet:

„Je n'ose pas." Chloe, die sehr schlau ist, denkt: Aufgeschoben ist nicht aufgehoben; und so gelehrt wie Du, bin ich auch. Nun kommen die Oreaden, Dryaden und Nymphen, umtanzen das liebende Paar und der Vorhang fällt. — Das Vaudeville-Theater hat sehr schöne Kräfte, ich verstehe hier die weiblichen. Unter dem weiblichen Personal verdienen besonders Madame Doche, und Madame Paul Ernest Erwähnung. Madame Doche, die im Fache der Anstandsdamen vorzüglich ist, befindet sich jetzt im Sommer ihrer Jahre. Als sie noch im Frühling derselben war, galt sie als eine der größten Schönheiten in Paris. Aber die Schönheit vergeht, wenn die Tugend nicht besteht. Der Madame Doche wird einst viel vergeben werden. Da sie kaum eine Scene auf den Brettern zu spielen hat, die sie nicht schon im wirklichen Leben gespielt, so gesellt sich zu ihrem angeborenen Talente noch die Routine hinzu und macht sie zu einer trefflichen Schauspielerin. Madame Paul Ernest vertritt mehr das naive Fach und besitzt sehr viel Anmuth. Die bereits erwähnten Damen Cico und Octave sind sehr jung und sehr schön; sie glänzen aber mehr durch ihr Fleisch als durch ihren Geist und stehen wie so viele dramatischen Künst-

lerinnen in Paris, mit den Börsenmännern in naher und nächster Berührung. Die Haute finance in Paris hat sehr viel Vorliebe für dramatische Künstlerinnen, wenn diese jung und schön sind; und die dramatischen Künstlerinnen haben eine besondere Vorliebe für die Haute finance, selbst wenn diese weder jung noch schön ist. Von einer solchen dramatischen Künstlerin, die sich jetzt längst von den Brettern zurückgezogen, erzählt man sich folgende Anekdote.

Diese Künstlerin, die früher eine der größten Schönheiten war, hat ihre Reize als Rente betrachtet und dieselben so hochgeschätzt, daß man von Renten leben mußte, wenn man sich nicht mit dem bloßen Anblick begnügen wollte. Sie war fast so theuer wie jene Lais, die den Spaziergang nach Korinth so kostspielig machte. Ein junger Mensch nun, ein Schüler der **école polytechnique**, wenn ich nicht irre, bekam ein Mal Lust nach Korinth zu gehen; da er aber den hohen Preis der Pariser Lais wußte und so viel von dem klassischen Alterthum kannte, um nicht den Spruch: „**Non omnibus licet adire Corinthum**“ zu kennen: so wollte er wenigstens eine Aussicht auf das korinthische Vergnügen haben. Er machte daher seinen Mitschülern

den Vorschlag, eine Lotterie zu eröffnen und so viel Loose zu verfertigen, als nöthig sind, um jenen von der Pariser Lais geforderten Preis herauszubringen. Die Mitschüler, die sich sehr viel von einem Ausfluge nach Korinth versprachen, gingen auf den geistreichen Vorschlag bereitwilligst ein. Die Lotterie wurde gezogen und der Glückliche, der das große Loos gewann, nahm das Geld, ging damit nach Korinth und wurde dort so freundlich aufgenommen, daß er bei seiner Rückkehr nichts sehnlicher wünschte, als zum zweiten Male einen solchen Treffer zu ziehen. —

Das männliche Personal des Vaudeville-Theaters, ist viel besser als das weibliche, wird aber von Arnal fast gänzlich verdunkelt. Arnal gilt als der beste Vaudeville-Schauspieler Frankreich's. Sein Talent beruht in dem Naiv-Komischen. Er glänzt aber weniger durch seine Mimik, als durch die Art seines Vortrages. Man lacht nicht, wenn man ihn sieht, sondern wenn man ihn hört; seine komische Ader hat er auf der Zunge. Da nun in Paris selbst die Poesie, besonders aber die Vaudeville-Poesie, mehr fabrizirt als dichtet, so nehmen die Vaudeville-Dichter, die für dieses Theater arbeiten, besondere Rücksicht auf Arnal, für den sie ganze

Erzählungen ausarbeiten, die er mit einer wirklichen Meisterschaft rezitirt. Diese Erzählungen sind gewöhnlich voll Zweideutigkeiten, und die Naivität, mit der er das Verfängliche derselben spricht, macht seine Hauptstärke aus. Arnal's jährliche Gage beträgt 50,000 Franken, den mehrmonatlichen Urlaub nicht mitgerechnet. Er ist aber nicht sonderlich damit zufrieden, woraus erhellt, daß in Frankreich die talentvollen Schauspieler eben so unbescheiden sind, wie in Deutschland die talentlosen. —

4.

Théâtre des Variétés.

Dieses Theater unterscheidet sich von dem Vaudeville-Theater fast durch nichts, als durch das Personal und sie könnten gegenseitig die Namen vertauschen, ohne dadurch eine falsche Benennung zu erhalten. Das Théâtre des Variétés bringt nur Vaudevilles zur Aufführung. Es besitzt sehr begabte Talente, die aber alle vor dem Talente der Madame Dejazet verschwinden. Madame Dejazet ist die höchste Potenz einer Vaudeville-Schauspielerin. Ihre Grazie spottet der Jahre; denn obgleich eine Fünfzigerin, spielt sie noch die Polissons mit einer Alles entzückenden Virtuosität. Klein, mager und von einer queckfilberner Beweglichkeit findet sie kein physisches Hinderniß, jene sechzehnjährige geniale Schelme mit einer solchen Wahrheit zu spielen, daß man niemals an ihr Geschlecht erinnert wird. Sie scheint in Hosen auf die Welt gekommen zu sein. Die Titelrolle in dem Vaudeville: „**Voltaire en vacances**“ ist eine ihrer vorzüglichsten Leistungen.

Man kann sich den Knaben Voltaire, der eben die Gränze des Jünglingsalters überschreiten will, kaum anders, gewiß aber nicht liebenswürdiger denken. Jeder Zoll an ihr verräth den poetischen Gamin, der die Harrenden vor den Pforten des Tempels der Unsterblichkeit mit satyrischen Stößen und Püffen bei Seite drängt und sich Eingang verschafft. Sie spricht nicht nur, sie blickt auch witzig und jede ihrer Bewegungen ist mit einer solchen Genialität berechnet, daß man das Berechnete nicht bemerkt.

Madame Dejazet hat diesen Winter auch in Lully, einem neuen Vaudeville von Dumanoir und Clairville, Bewunderung erregt. Sie gibt in diesem Stücke ebenfalls die Titelrolle. Lully der Begründer der großen Oper, der in seinem musikalischen Fanatismus seinem Orchesterpersonal oft mit der Geige um die Köpfe fuhr, ist hier noch ein sechzehnjähriger Küchenjunge im Dienste des Kochs Saugeon. Diesem Koch ist seine Profession zugleich seine Konfession. Seine Küche ist sein Heiligthum und er glaubt unerschütterlich an seine pikanten Saucen, an die Unfehlbarkeit seiner gebratenen Schnepfen. Er ist ein kulinarischer Fanatiker und betrachtet die zwei Dutzend Küchengehülfen, die unter seiner

Botmäßigkeit stehen, als eine Art Klerus, für dessen Oberpriester er sich hält. Der geniale Lully aber ist ein geheimer Ketzer. Er glaubt nicht an die alleinseligmachende Küche und an die gebratenen Offenbarungen seines Meisters Saugeon. Er erfüllt zwar seine Pflicht; aber er fühlt sich unglücklich, daß er sie erfüllen muß und nimmt, wenn er allein ist, den Gegenstand seiner Sehnsucht, seiner innigsten Liebe in den Arm und träumt sich dann hinüber in eine schönere Welt. Dieser Gegenstand der Liebe und der Sehnsucht ist seine Geige, die er aus Furcht vor seinem Meister in einem der Küchenschränke verborgen hält. Als er nun einst, von den Mißtönen der brodelnden Töpfe und Pfannen zur Verzweiflung gebracht, die Geige ergreift und ihr die süßesten Töne entlockt, wird er von der sämmtlichen Küchenmannschaft überrascht, die, wie von einem unnennbaren Zauber gebannt, schweigend und unbeweglich die Töne mit dürstendem Ohre einsaugt. Sein Geheimniß ist verrathen; man weiß, daß er Künstler ist.

Unter dieser Küchenmannschaft befindet sich zufällig ein anderes Genie, ein Bäckerlehrling, der aber mit Widerwillen sein Bäckerhandwerk treibt und wenn er sein Brod den Kunden abgeliefert,

sich auf den Helikon schleicht: es ist Quinault. Quinault, entzückt von dem Talente Lully's, offenbart diesem sein poetisches Talent, indem er ihm eine Satyre zeigt. Diese Satyre auf eine Hofdame gefällt Lully so sehr, daß er sie sogleich in Musik setzt. Ein Edelmann, auf Lully's Virtuosität aufmerksam geworden, befreit ihn von dem Dienste des kulinarischen Tyrannen und bringt ihn in die Nähe jener Hofdame, gegen welche Quinault die Satyre gerichtet. Nun beginnen Intriguen, die der junge Tonkünstler mit der größten Liebenswürdigkeit schürzt und löst.

Das Stück ist an und für sich sehr unbedeutend; seine ganze Bedeutung erhält es durch Madame Dejazet, die hier den ganzen Reichthum ihres schönen Talents entfaltet. Die übrigen Personen dienen ihr nur als Staffage.

Das Merkwürdigste an der Dejazet ist ihre Stimme, die noch so frisch und hell ist, daß mir mehrere Kunstkenner, die sie vor einem Vierteljahrhundert gehört haben, versicherten, die Dejazet habe damals nicht anmuthiger, nicht lieblicher gesungen als jetzt. Mag diese Behauptung nun übertrieben sein, so viel ist doch gewiß, daß, was den Gesang betrifft, keine der jungen Vaudeville-

Schauspielerinnen sich auch nur im allerentferntesten mit ihr messen kann. Madame Dejazet singt kein einziges Couplet, ohne den rauschendsten Beifall zu erwecken.

Das übrige weibliche Personal am Théâtre des Variétés glänzt mehr durch die Jugend als durch die Tugend. Madame Page ist eine solch' üppige Schönheit, daß die Pariser Roués und die alten Rentiers ihre Augen bewaffnen, sobald sie auftritt, obgleich ihre Schönheit von solch' niederländischem Umfang ist, daß man sie auch mit unbewaffnetem Auge sehr deutlich sehen kann und sie auch nichts zu verbergen trachtet, was einem männlichen Auge angenehm ist.

Das männliche Personal des Théâtre des Variétés hat mehrere treffliche Kräfte und unter diesen verdiente besonders Hoffmann hervorgehoben zu werden. Hoffmann ist, wenn ich nicht irre, ein Elsäßer und man merkt seiner Komik den deutschen Ursprung an. Sie ist derb, aber auch kerngesund. In Bauernrollen ist Hoffmann unvergleichlich. Niemand spielt die Dummheit in Holzschuhen so trefflich wie er.

Unter den Stücken, die sie diesen Winter im Théâtre des Variétés aufgeführt, hat besonders

das fünfaktige Vaudeville von Barrière und Murger: „**La vie de Bohême**“ mehrere Monate hindurch die Aufmerksamkeit der Pariser gefesselt.

La vie de Bohême, heißt auf deutsch Zigeunerleben und unter dieser Benennung versteht man in Paris das wilde Eheleben oder das Leben der wilden Ehe, welches Studenten und Künstler mit ihren Grisetten führen. Die Intrigue des Stückes ist sehr mager. Einem jungen Menschen, der das Glück hat, der Neffe und Erbe eines sehr reichen Onkels zu sein, gefällt das Zigeunerleben seiner Freunde so sehr, daß er ein Verhältniß mit einer Grisette anknüpft. Phémie, so heißt die Grisette, weiß den jungen Mann durch ihre Reize, durch ihre Gutmüthigkeit und durch ihre Tugend (Phémie ist eben eine Ausnahme von der Regel) so sehr zu fesseln, daß er sie wahrhaft, daß er sie innig liebt. Aber Phémie liebt auch, nicht weil, sondern obgleich sein Oheim Millionär ist. Dieser Oheim aber, der wohl an Grisetten, nicht aber an die Tugend derselben glaubt, hat ein Heirathsprojekt für seinen Neffen, ein Heirathsprojekt, das sich trefflich zu rentiren verspricht. Als nun sein Neffe, wegen seines Verhältnisses zu Phémie, sich dem Heirathsplane des Oheims entschieden abhold zeigt,

beschließt dieser, durch die ihm zu Gebote stehenden Mittel den jungen Mann zur Tugend, das heißt: zu den Millionärgefühlen zurückzuführen. Der Oheim gibt dem Neffen kein Geld mehr. Der Neffe geräth in Noth und die arme, treue Phémie wird krank, sehr krank, todeskrank. Ihre Freunde und Freundinnen verkaufen Alles, um das liebe Mädchen unterstützen zu können; denn ihre Freundinnen, obgleich Grisetten der trollsten Art, sind doch gutmüthig und weichherzig, gutmüthiger und weichherziger als manche Frauen, die mit der strengen Tugend Parade machen. Nichts aber will verschlagen. Der Neffe des Millionärs, der Geliebte Phémie's, leidet unaussprechlich, aber seine Treue ist unwandelbar, und koste es auch sein Leben, er mag die Gefühle seines Herzens nicht verkaufen. Der Oheim, der da sieht, daß er auf dem eingeschlagenen Wege nicht zu seinem Ziele gelangen kann, beschließt ein anderes Mittel zu versuchen, das er für unfehlbar hält. Er will nämlich von der Grisette selbst die Freiheit seines Neffen erkämpfen. Er ergreift demnach die Waffen, denen in dieser verkäuflichen Welt selten etwas widersteht, nämlich: ein paar Dutzend Banknoten, steckt sie in's Portefeuille und begiebt sich zu Phémie. Das

kranke Mädchen weißt aber sein Anerbieten mit dem ganzen Unwillen eines gekränkten Ehrgefühls, eines beleidigten Herzens zurück. Der Neffe, der seinen Oheim bei dessen Unterredung mit Phémie überrascht, geräht in Zorn und wirft ihm die niedrige Gesinnung vor, die jede Tugend für werthlos hält, weil sie auf der Börse keinen Cours hat. Er umarmt die bleiche, zitternde Geliebte inniger, heißer als je und sie stirbt an seiner Brust im Beisein des Oheims, der jetzt Gelegenheit hat, sich zu überzeugen, daß selbst in Paris und unter Grisetten die Allmacht des Geldes zuweilen noch Widerstand findet.

Das Stück, so unbedeutend es auch dem gesunden Geschmacke, dem richtigen Kunsturtheile erscheinen muß, hat doch, wie bereits erwähnt, sehr viel Aufsehen erregt, so daß sogar der Präsident der Republik es nicht unter seiner Würde gehalten, dasselbe mit seiner angenehmen Gegenwart zu beehren. Der Erfolg dieses Stückes aber ist seiner sozialen Färbung zuzuschreiben und der naturwirklichen Treue, mit der in einzelnen Scenen das Grisetten-Leben kopirt ist.

Wahrscheinlich werden deutsche Fabrikanten sich beeilen, dasselbe für unsere Bühnen zu übersetzen.

Man kann aber nicht genug vor solchen dramatischen Handarbeiten warnen. Es wird in Paris kein einziges Stück aufgeführt, das nicht irgend einen Werth, wenn auch nur einen Lokalwerth hätte, selten aber ein Stück, das nicht fast allen Werth verlöre, sobald es auf die deutschen Bühnenbretter verpflanzt wird. Das unbedeutendste Vaudeville erregt hier immer noch einiges Interesse, sei es durch die pikanten Couplets, sei es durch die prikelnden, stechenden politischen Anspielungen, oder durch die immer lebendige, oft meisterhafte Darstellung. Nun kommt ein literarischer Handwerker oder Handlanger, der kaum die Elemente der französischen und kaum mehr als die Elemente der deutschen Sprache kennt, und verarbeitet ein Vaudeville, dessen Reize meistens in dem pikanten Dialog und den geistreichen Couplets besteht, der Art, daß er das attische Salz im Dialog verschüttet, die Couplets wegläßt und aus den feinen Equivoques grobe Kneipenzoten macht. Schon das Weglassen der Couplets aber beraubt das Vaudeville seiner schönsten Eigenthümlichkeit; denn die Couplets sind die eleganten Rahmen, die jede Scene, wie ein niedliches Genrebild einschließen. Und wo sind in Deutschland die Künstler, die ein Vaudeville auf-

zuführen im Stande sind? Von dem Publikum, dem derartige französische Produktionen immer etwas Widerstrebendes haben müssen, will ich gar nicht reden. Nur ein geistreicher deutscher Schriftsteller, dem die Anforderungen und Eigenthümlichkeiten unserer Bühne nicht fremd sind und der des Französischen vollkommen mächtig ist, fände hier eine reiche Ausbeute, wenn er die hiesigen Bühnen zum Gegenstande seines genauesten Studiums machte und aus dem Wuste der dramatischen Erzeugnisse das Bessere wählte und mit Geschmack bearbeitete. Natürlich müßte er hier nur den Stoff, die Fabel benutzen, dieser aber eine durchaus deutsche Form geben.

5.

Théâtre Montansier.

Es ist das lustigste Theater in Paris. Hier hat sich die französische Heiterkeit durch alle Kämpfe und Krämpfe der Zeit ungetrübt erhalten, und wer dieses Theater besucht, kann sicher darauf rechnen, daß er es nur mit heftig erschüttertem Zwerchfell verlassen wird.

Das Théâtre Montansier ist durchaus nicht klassisch, obgleich es ein Wandnachbar des Théâtre français ist, das von ihm sehr häufig auf's komischste parodirt wird. Es ist unerschöpflich an neuen Produktionen, die freilich selten vor dem Richterstuhle der Kritik bestehen würden. Was kümmert sich aber das Théâtre Montansier um den Richterstuhl der Kritik? Muß sich doch die Kritik selbst die Seiten halten, wenn sie in den Räumen dieses Theaters die Schellen des Humors rasseln hört! und das ästhetische Gewissen verstummt gern vor den liebenswürdigen Sünden, die hier der Spaß begeht.

Es kommen im Théâtre Montansier selten mehraktige Stücke zur Aufführung, sondern gewöhnlich mehrere einaktige. Diese Stücke, die in der Regel einer Anekdote, einem komischen Stadtereigniß, einer Zeitungs-Ente, ja, zuweilen einer geistreichen Carrikatur im Charivari oder sonst in einem Witzblatte ihr Entstehen verdanken, sterben gewöhnlich in der Blüthe ihrer Tage; kein einziges stirbt an Altersschwäche. Aber ihr Tod geht Niemanden zu Herzen, weil an ihrem Sarge schon die Wiege eines andern lustigern Kindes steht. Es ist in der That unglaublich, wie viele neue Produktionen dieses Theater den lachlustigen Parisern nur während einer einzigen Wintersaison vorführt. Man muß sie nach Dutzenden zählen. Freilich ist Paris das Schlaraffenland für die Vaudeville-Dichter; die gebratenen Stoffe fliegen ihnen so zu sagen in's Maul. Allein es läßt sich auch nicht läugnen, daß sie eine bewundernswürdige Geschicklichkeit in der Konstruktion solcher Stücke zeigen, besonders aber eine Geschwindigkeit, die zwar keine Hexerei ist, aber einem Deutschen, der auch die kleinste Bluette nicht ohne bedeutenden Zeitaufwand fertig bringt, in Staunen setzen kann.

Bei der ungeheuern Konkurrenz, die auf dem

Pariser dramatischen Waarenmarkte herrscht, muß Alles in der Schnelligkeit wetteifern und so ist es nicht selten, einen Spaß, der heute sich ereignet, nach acht Tagen schon auf den Brettern zu sehen. Solche in aller Eile fabrizirten Stücke erleiden zwar oft eines schmachvollen Todes; aber das wirkt gar nicht abschreckend, weder auf den Poeten, noch auf die Schauspieler, noch auf das Publikum. Die Pariser Thalia gleicht nicht der deutschen. Sie ist nicht gewohnt, mit Schmerzen Kinder zu gebären und so braucht sie sich auch den Tod eines Kindes, das sich so leicht ersetzen läßt, nicht sehr zu Herzen zu nehmen. Die Pariser Thalia führt überhaupt keinen sehr keuschen Lebenswandel. Sie empfängt nicht nur den Kuß eines Poeten, sondern Mehrerer auf einmal, und es werden hier nicht selten einaktige Stücke gegeben, die drei Väter haben. Der eine gibt die Idee; der zweite macht das Scenarium und der dritte verfertigt den Dialog. Solche Stücke werden gemacht wie die Hosen beim Marchand Tailleur. Gewöhnlich aber ist ein Pariser Vaudeville das Kind zweier Väter, eines erfindenden und eines dialogisirenden. Ja, es gibt in Paris arme Poeten, die ihre poetischen Gedanken gleichsam auf dem Halm verkaufen. Sie erfinden

nämlich eine dramatische Handlung und theilen sie für Geld und gute Worte einem ihrer Musenbrüder mit, der die Erfindung dialogisirt und scenirt und die Tantième dafür einstreicht. Jener liefert das geistige Rohprodukt, aus welchen dieser das dramatische Fabrikat verfertigt.

Das Théâtre Montansier hat ganz vorzügliche Kräfte, unter denen besonders Sainville, Ravel, Lemenil, Levassor und Grassot zu erwähnen. Sainville gehört zu den besten Komikern, ja, in seiner Art ist er vielleicht der beste von den besten. Man kann seinen Namen nicht aussprechen, ohne an die tausend tollen Späße erinnert zu werden, durch welche er den Trübsinn selbst zum Lachen bewegt. Sainville gehört zu den produktiven Komikern. Er schafft auf den Brettern. Jede Bewegung an ihm ist komisch; jeder Blick, jede Miene an ihm ist originell, und wenn er auch übertreibt, so verläßt ihn die Grazie doch niemals. Dieß ist ein Verdienst, das um so höher angerechnet werden muß, als die Rollen, in denen er auftritt, meistens sehr outrirt sind.

Eine der tollsten Possen, die sie während dieser Saison im Théâtre Montansier gegeben haben, heißt: **J'ai mangé mon ami.** Diese einaktige

Schnurre ist die Tochter zweier Väter, nämlich der Herren Boyer und Varner. Der Hauptinhalt derselben ist ungefähr folgender:

Ein junger Mensch, Malicorne, kehrt bei einem Pastetenbäcker, Chaventré ein, der auch Reisende **à pied et à cheval** aufnimmt. Chaventré gilt als der erste Pastetenbäcker seiner Zeit. Seine Pasteten sind so vortrefflich, daß sie verdienen, im Paradiese gegessen zu werden. Keinem Sterblichen gebührt also der Ruhm mehr als dem Meister Chaventré. Aber der junge Mensch — er wird von Ravel gegeben — entdeckt an dem Benehmen des unsterblichen Pastetenbäckers etwas Auffallendes, etwas Unheimliches. Der Pastetenbäcker — von Sainville dargestellt — thut so geheimnißvoll, so verlegen in Gegenwart seines Gastes; er raunt beständig seinem Freunde, dem Barbier Blaireau, in's Ohr, gibt ihm bedeutungsvolle Winke und läßt dabei Worte räthselhaften Sinnes über einen gestern eingekehrten Gast fallen. Malicorne fängt an, Verdacht zu schöpfen, und als er allein ist und die finsteren Wände des Zimmers betrachtet, wird er mit Grausen erfüllt; denn es fällt ihm, um sein Grausen zu vermehren, eine Zeitung in die Hand, in der einer That erwähnt

8*

wird, die an die haarsträubende Geschichte jenes Pastetenbäckers erinnert, jenes Pastetenbäckers, welcher vor einigen Jahrhunderten in der Nähe der Kirche Notre Dame gewohnt und überwiesen worden, seine Pasteten mit Menschenfleisch gefüllt zu haben. Die Menschen dazu wurden ihm von seinem Nachbarn, einem Barbier, geliefert, der seinen Kunden die Hälse abgeschnitten. Der arme Malicorne schaudert. „O Gott", ruft er, „soll ich bestimmt sein, vielleicht morgen schon, in eine Pastete verwandelt, den Gaumen eines Feinschmeckers zu kitzeln? Gewiß ist mein Freund, der Aufseher an der Paris-Orleans-Eisenbahn, der gestern hier eingekehrt und von dem ich keine Spur mehr zu entdecken vermag, hier abgethan und zu Pasteten verarbeitet worden."

Während er sich nun mit diesen fürchterlichen Gedanken beschäftigt, trägt ihm der Pastetenbäcker eine Pastete auf. Malicorne findet den Meister Chaventré, der dieß Mal ein langes, blankes scharfgeschliffenes Messer in der Hand hält und dasselbe sehr eigenthümlich bewegt, noch entsetzlicher als früher. Dazu kommt noch, daß er am Boden eine Fallthüre bemerkt und unter dem Boden ein dumpfes Klirren vernimmt. Dieses unterirdische

Klirren, welches von der Küche herrührt, die sich unter seinen Füßen befindet, erfüllt ihn vollends mit Grauen. Er sucht indessen seine Empfindungen so viel wie möglich zu verbergen, um den mörderischen Pastetenbäcker nicht zu reizen und sein trauriges Loos, das ohne Zweifel seiner harrt, nicht zu beschleunigen. Obgleich sehr hungrig, macht er sich dennoch nur sehr zögernd an die Pastete. Er öffnet sie und sie duftet ihm angenehm entgegen; er versucht einen Bissen und es schmeckt ihm vortrefflich. Sein Appetit, einmal gereizt, verliert alle Furcht. Da stößt er mit der Gabel auf etwas Hartes. Er stutzt und als er die bereits zur Hälfte verspeiste Pastete untersucht findet er in derselben — o Schrecken! — eine blecherne Kokarde mit dem Anfangs-Buchstaben **P. O.** Die Kokarde kann nur von seinem Freunde, von seinem theuern Freunde Bonafous herrühren, der ein Opfer des gewinnsüchtigen Meuchelmordes geworden und er, er hat ihn gegessen. Malicorne weint nun bittre Thränen über die wohlschmeckende Asche seines Freundes, die zum Theil noch in der Schüssel, zum Theil schon in seinem Magen ruht. Er hält nun, bald an die Schüssel, bald an seinen Magen gewendet, dem verstorbenen, gebackenen und theilweise ver-

speisten Freund eine rührende Leichenrede, die des Patroklos würdig wäre. Nun kommt der Barbier, den er früher bestellt, und will ihn rasiren. Als aber der Barbier den Stuhl gerade auf die Fallthüre setzt, geräth der Gast in Verzweiflung und weigert sich, seinen Hals dem Messer anzuvertrauen. Der Barbier sagt, daß er, einmal bestellt, nicht unverrichteter Dinge fortzugehen willens sei. Während der Barbier dieß sagt, schleift der Pastenbäcker sein langes Küchenmesser. Da flieht der arme Malicorne in sein Zimmer, das er verriegelt und will zum Fenster hinausspringen. Der Pastetenbäcker, der, durch's Schlüsselloch guckend, dieß bemerkt, stößt mit Hülfe des Barbiers die Thüre ein. Ein heftiger Kampf entsteht und gerade als er gefährlich zu werden beginnt, tritt Malicorne's Freund, der todgeglaubte Bonafous, in's Zimmer. Malicorne ist freudig überrascht, daß er ihn nicht im Magen habe, und das Räthsel löst sich auf folgende Weise: Der Pastetenbäcker verdankt seinen Ruhm dem geschwärzten Wildpret, mit welchem er seine Pasteten bereitet. Die Kokarde mit den Buchstaben **O. P. (Octroi principal)** rührt von einem Octroibeamten her, der gestern bei Chaventré eingekehrt war. Sie war der Mütze entfallen und

Chaventré hat sie in die Küche genommen. Durch Zufall kam sie denn in die Pastete. Malicorne hat die Buchstaben **O. P.** mit **P. O.** **(Paris-Orleans)** verwechselt und in seiner ewigen Furcht vor dem Pastetenbäcker nicht gesehen, daß er von diesem als ein Beamter gefürchtet wurde, der den Betrug gegen den Staat zu rächen komme.

Das Theater Montansier ist immer überfüllt; denn die Pariser lieben den heitern Spaß und da dieses Theater keine politische Farbe hat und sowohl über Republik wie über Monarchie spottet, wenn es in seinen Kram taugt, so ist es das Lieblingstheater jeder Partei und macht treffliche Geschäfte.

6.

Gymnase dramatique.

Das Gymnase ist zwar kein klassisches Theater, d. h. es hat nicht wie das Théâtre français und das Théâtre de l'Odéon das Recht, klassische Stücke aufzuführen; es ist aber viel besser als das Odeon und, die Klassik abgerechnet, fast eben so gut wie das Théâtre français. Das Gymnase besitzt ein vortreffliches Personal und die Vorstellungen in diesem Theater sind daher von einer nicht genug zu rühmenden Abrundung.

Die Perle des Gymnase ist Madame Rose Chéri. Madame Rose Chéri hat einen sehr poetischen Namen, der schon manchen, von ihrem Spiel begeisterten, rechtschaffenen Mann zu den himmelschreiendsten Gedichten verleitet hat. Aber sie verdient ihren Namen vollkommen; denn sie ist ein großes, ein vielseitiges Talent. Bei ihr ist nichts Angeborgtes, nichts Affektirtes, nichts äußerlich Angeeignetes. Sie *spielt* keine Rolle; sie *lebt* in ihr und wollte man zwischen ihr und der Madmoiselle

Rachel Vergleiche anstellen, so würden diese gewiß nicht sehr zu ihrem Nachtheil ausfallen. Ich hatte das Glück, gleich bei meiner Ankunft in Paris Madame Rose Chéri in einer neuen und zugleich in einer ihrer besten Rollen zu sehen, in der Titelrolle der Graziella.

Graziella ist ein einaktiges, von Barbier und Carré nach einer Episode in den Confidences Lamartine's bearbeitetes Vaudeville. Graziella ist die Tochter eines Fischers auf der Insel Procida. Sie lebt im Schooße ihrer Familie, von der sie fast angebetet wird; denn sie ist schön, gut, unschuldig und harmlos, wie eine Taube. Da kehrt ein fremder Jüngling, ein Franzose, in das Haus ihres Vaters ein. Der Franzose ist schön, lebhaft, geistreich und sein schwärmerisches Auge entzündet das Herz Graziella's. Sie liebte ihn mit allem Feuer der ersten Liebe, mit allem Feuer, das unter jenem heißen Himmel in dem Herzen der Frauen glüht. Stephan aber — so heißt der Held des Stückes — spielt mit dem Feuer, ohne es zu wissen, und die arme Graziella wird fast verzehrt von dem süßen Kummer, den sie Niemanden mitzutheilen wagt. Nun bewirbt sich ein junger, reicher Fischer, Cecco, um ihre Hand. Cecco ist so wacker

und bieder, daß selbst die ewige Verleumdung nichts an ihm auszusetzen fände. Graziella's Vater, dem ein Sturm den ganzen Reichthum, seine Fischerbarke, geraubt, fühlt sich daher glücklich, seine geliebte Tochter von einem solchen Manne heimgeführt zu sehen. Die arme Graziella geräth aber dadurch in einen entsetzlichen Kampf. Gehorcht sie ihrem Vater, so muß sie die süßeste Neigung ihres Herzens ertödten; und gibt sie ihrer Neigung nach, so muß sie den Gehorsam gegen ihren Vater verletzen. In diesem Kampf siegt endlich der kindliche Gehorsam. Sie gibt Cecco den Ring und schon an demselben Abend soll die Hochzeit gefeiert werden. Kaum aber ist sie Cecco's Braut, als sie bei Stephan eine Neigung für sie wahrnimmt. Welches Glück und welche Qual zugleich! In dem Uebermaß der Wonne aber, die sie empfindet, als sie an Stephan's Liebe für sie nicht mehr zu zweifeln braucht, vergißt sie die Fesseln, durch welche sie an Cecco gekettet ist und schwelgt einige Augenblicke in den süßesten Träumen. Da naht ein Landsmann Stephan's mit Briefen von dessen Mutter, die in Frankreich um den entfernten Sohn in Sorgen lebt und die Einsamkeit nicht mehr ertragen kann. Der Freund Stephan's fordert diesen drin-

gend auf mit ihm die Reise nach dem Vaterlande sogleich anzutreten. Stephan wankt und gesteht, daß ihn die Neigung zu Graziella zurückhalte. Sein Landsmann, ein leichtfertiger Franzose, lacht ihn deßhalb aus und sagt, daß Graziella wohl für eine Maitresse, aber nicht für ein Eheweib gut genug sei. Graziella, die dieses Gespräch belauscht, sagt dem Freunde ihres Geliebten, als sie mit ihm allein ist, daß sie fest entschlossen, Cecco's Weib zu werden und bittet ihn, diesen ihren Entschluß als Geheimniß vor Stephan zu bewahren. Die Hochzeitsglocken läuten und Graziella geht todtenbleich an dem Arme Cecco's in die Kirche. Aber bald stürzt Graziella's Freundin mit der Nachricht herbei, daß die Braut gleich nach der Beendigung der Ceremonie, den Namen Stephan's rufend, bewußtlos am Altare niedergestürzt sei. Stephan, der von der Trauung Graziella's nichts gewußt, geräth bei dieser Nachricht außer sich. Nun wird Graziella für todt auf die Bühne getragen. Sie erholt sich zwar, doch nur um einen ergreifenden Abschied zu nehmen von Allen, besonders aber von dem, den sie so heiß, so innig geliebt, daß der Gedanke, ohne ihn leben zu müssen, ihr furchtbarer gewesen, als der Tod, dessen Schauer ihr Herz durchweht. Sie

nimmt nun ein geweihtes Kreuz von ihrer Brust und mit der Bitte, es zu bewahren und sie nicht ganz vergessen zu wollen, drückt sie ihm noch ein Mal die Hand und stirbt. —

Das kleine Stück ist an sich unbedeutend; aber Madame Rose Chéri macht es bedeutend durch ihr schönes, schöpferisches Talent. Besonders an ihr zu rühmen ist das Maaß, daß sie in sentimentalen und tragischen Rollen stets zu halten weiß. Ihr widerstrebt jeder falsche Pathos, jede hohle Deklamation. Sie spielt mit Gefühl, aber sie spielt nicht mit den Gefühlen und sie weiß zu rühren, zu ergreifen, zu erschüttern, weil sie ihre Rolle nicht nur im Kopf, sondern auch im Herzen trägt.

Ist sie nun in tragischen und sentimentalen Rollen vorzüglich, so ist sie im heitern Vaudeville unübertrefflich; und wer sie in der Titelrolle der „Buckligen" von Bayard und Dumanoir gesehen, der wird in ihr sogleich eine denkende Künstlerin ersten Ranges finden.

Außer ihr verdient Madame Melcy genannt zu werden, obgleich sie, was das Talent betrifft, unter ihr steht; man kann aber ziemlich tief unter der Madame Rose Chéri stehen und dennoch gerechte Ansprüche auf lobende Anerkennung haben.

Madame Melcy ist ein sehr schönes Weib und sie besitzt vielleicht die schönsten Augen, die in Paris sehen und das will wahrlich viel sagen. Man kann sich leicht denken, daß Madame Melcy dieß so gut wissen wird, als irgend Jemand, der sie ein Mal gesehen. In der That ist sie überzeugt, daß das Publikum ganz Auge ist, wenn sie das ihrige auf dasselbe richtet und sie thut dieß daher so viel wie möglich und mehr als mancher Frau lieb ist, die an der Seite ihres Mannes in der Loge sitzt.

Unter dem männlichen Personal sind besonders Tisserant, Ferville und Lesueur zu erwähnen.

Das Gymnase wetteifert mit dem Vaudeville-theater in der Aufführung reaktionärer Stücke. Die Maske Thalia's grinst auch hier beständig die Republik an, wenn auch mit weniger Frechheit. Sie haben diesen Winter hier sehr häufig **Les partageux, Les représentans en vacances** und **Un coup d'état** gegeben, lauter Stücke, in denen die Demokratie heftige Rippenstöße kriegt, was aber der Demokratie durchaus nichts schadet. Weder das Vaudevilletheater noch das Gymnase werden den an der Julisäule verbrannten Thron wieder aus der Asche erwecken.

Im Gymnase wurde zu Anfang des Frühlings,

als die ersten Lerchen schwirrten, ein neues Stück aufgeführt, das nicht wenig Aufsehen erregte und eine heftige Polemik in vielen Blättern hervorrief. Das Stück heißt: **Héloïse et Abélard, ou à quelque chose malheur est bon.** Der Inhalt dieses zweiaktigen Vaudevilles ist folgender:

Mortadella, ein alter, häßlicher, widerwärtiger, geiziger Zahnarzt in Mailand hat eine junge, schöne, liebenswürdige Haushälterin, die sich Loisa nennt. Als er erfährt, daß Loisa eine reiche Erbin sei, weiß er nichts Besseres zu thun, als ihr seine Liebe zu erklären, und um dieser Liebe den Schein von Aufrichtigkeit zu geben, sich eifersüchtig wie ein Othello zu stellen. In dieser erheuchelten Eifersucht schwört er **de tuer au moins celui qu'elle lui préférait.** Aber die junge, schöne, liebenswürdige Loisa hat ein warmes Herz, und es ist daher ganz natürlich, daß sie einem jungen französischen Sänger, Astyanax Robichon, der ihr gegenüber wohnt und ihr telegraphische Liebeserklärungen macht, ihre Neigung schenkt. Astyanax wird das ewige Telegraphiren müde und entschließt sich, die Aufträge seines Herzens seinem reizenden **vis-à-vis** selbst zu überbringen. Er klettert daher durch ein Fenster in das Haus des Zahnarztes und will sich dort

für dessen Pathe ausgeben, der von seinem Vater zum Zahnarzte geschickt wurde, damit ihm dieser zwei schlechte Zähne ausreiße.

Loisa, die an den Schwur Mortadella's denkt, geräth in Angst, als sie den kühnen, ungestümen Geliebten in ihrem Zimmer sieht und sagt ihm, daß ihr Herr in seiner fürchterlichen Eifersucht geschworen **de tuer au moins** denjenigen, den sie ihm vorziehen würde. Was bedeutet das mysteriöse **au moins**? — Das gebildete Publikum, das die Geschichte Abälard's und Heloisens kennt, und genau weiß, was Abälard durch den unglücklichen Ausgang dieser welthistorischen Liebe verloren, ist freilich im Klaren und lächelt, je nach dem Grade der Schamhaftigkeit mehr oder minder. Da aber nicht Jeder im Publikum Bildung genug hat, um die Details der traurigen Geschichte Abälard's genau zu kennen, so bemerkt der junge Sänger in dem Zimmer, in welchem er auf den Zahnarzt wartet, ein altes Buch. Er schlägt es auf und findet darin jene famose Liebesgeschichte. Er liest laut: „**Chapitre I. Comme quoi Abélard entre chez le Chanoine Fulbert.**" Das Publikum lächelt. Er fährt fort: „**Chapitre II. Comme quoi il devient amoureux de son élève.**" Das Publikum kichert. Der

Sänger liest weiter: „**Chapitre III. Comme quoi il est surpris aux genoux d'Héloise.**" Das Publikum lacht heftig, und als der junge Sänger an den vierten, wichtigsten und leider so blutigen Abschnitt kommt, liest er nicht, sondern ruft entsetzt: „**Non! pour cela non**" und wirft, an jedem Gliede zitternd, das Buch zur Erde, wobei das Publikum in ein olympisches Gelächter ausbricht.

In der Angst seines Herzens wirft er sich seiner Geliebten zu Füßen und in dieser Stellung wird er von dem rachsüchtigen Zahnarzt überrascht. Die Thüren sind verschlossen. Der Zahnarzt ist wüthend und geht in sein Zimmer zurück, um, wie er sagt, sich bitter zu rächen. Der arme Sänger, der Abälard's trauriges Schicksal fürchtet, schreibt in der größten Angst einige Zeilen, in welchen er die entsetzliche Gefahr schildert, die ihm im Hause des Zahnarztes bevorsteht und wirft das Briefchen zum Fenster hinaus. Das Briefchen wird von einem Vorübergehenden aufgefangen; aber der Vorübergehende steckt es, ohne es zu lesen, in die Tasche. Was ist jetzt zu beginnen? — Zum Glücke findet Loisa einen Doppel-Schlüssel. Sie öffnet die Thüre Astyanax Robichon stürzt gerettet aus dem Zimmer und der Vorhang fällt.

Während des Zwischenaktes aber haben jene Zeilen, die Robichon in der Angst seines Herzens geschrieben, den Weg zur Polizei zurückgelegt. Die Polizei weiß natürlich nichts Besseres zu thun, als sich des furchtbaren Zahnarztes zu bemächtigen und sein Verbrechen sowohl als den Namen Desjenigen, an welchem es begangen sein soll, bekannt zu machen. Astyanax Robichon, der nicht mehr an Ort und Stelle ist, um der Polizei Aufklärung geben zu können, schwimmt als Zeitungsente, oder vielmehr als Kapaun, von einem Journal in's andere! —

Im Anfange des zweiten Aktes sehen wir Loisa in einem Kloster, wohin sie ein intriguanter Advokat, der ihre Eigenschaft als reiche Erbin kennt, gethan hat. Ihr geliebter Robichon, dem nichts fehlt, weder der Humor noch sonst etwas, erfährt den Aufenthalt seiner Geliebten, klettert über die Klostermauer und befindet sich nach einigen Minuten bei seiner Loisa und deren Cousine, der Frau des Advokaten. Kaum nennt er seinen Namen, als die Cousine einen Schrei des Entsetzens ausstößt. Der Sänger fragt erstaunt, was er denn Schreckliches, Entsetzenerregendes an sich habe. Statt der Antwort überreicht sie ihm ein Zeitungsblatt. Robichon liest und ruft heftig: **Ce n'est pas vrai!**

Und um die Wahrheit seiner Behauptung zu beweisen, bedeckt er abwechselnd beide Damen mit heißen Küssen. Während er aber gerade die Frau des Advokaten sehr feurig küßt, tritt deren Gatte mit der Aebtissin herein. Der eifersüchtige Gatte will dem Sänger den musikalischen Hals herumdrehen; als aber der Sänger seinen Namen nennt, ändert sich die Scene. Der Advokat entschuldigt sich und bittet ihn, seiner Gattin Unterricht im Gesang zu ertheilen. Die Aebtissin ist nicht minder artig gegen ihn, und bittet ihn, daß er Loisa ebenfalls im Gesang unterrichte, ja, die fromme Aebtissin verspricht ihm sogar, sämmtliche Nonnen von ihm unterrichten zu lassen, unter der Bedingung jedoch, daß er mit seiner Sopranstimme ein Kirchenlied singe zu Ehren der Prinzessin, die, um Kirchenmusik zu hören, das Kloster mit ihrer durchlauchtigen Gegenwart beehrt hat. Für seinen Gesang wird ihm ein Honorar von viertausend Gulden versprochen.

Der Sänger befindet sich in der Klemme. Er weiß ja, daß er keine Sopranstimme hat, sondern im Gegentheil, einen tiefen, kräftigen Baß. Was nun thun? In dieser Verlegenheit bittet er seine Loisa, statt seiner hinter einem Vorhange verborgen

zu singen. Dieß geschieht und das Auditorium ist entzückt, begeistert, berauscht von den zarten, süßen, sanften, schmelzenden Tönen. Das ganze Kloster stürzt auf den Sänger los. Man steckt ihm Zuckerkandel, Gerstenzucker und Bonbons in den Mund. Alle Nonnen hängen sich an seinen Hals und küssen ihn. Nur die Frau des Advokaten sagt leise und ärgerlich zu ihm: **Malheureux, c'est donc vrai?** Loisa aber ist still und innerlich froh, daß nicht Alles wahr ist, was die Zeitungen berichten. — Während nun der dramatische Knoten auf diese Weise eng und geschickt genug geschürzt ist, kommt der **Deus ex machina** und schneidet ihn durch. Dieser **Deus ex machina** ist ein Brief des Prinzen, aus welchem sich die Unschuld des Zahnarztes ergibt und der die Verbindung Loisa's mit dem Sänger befiehlt, dessen unfragmentarischer Zustand sämmtliche Nonnen mit sichtbarem Staunen erfüllt.

Aus diesem, nur in den dürftigsten Umrissen geschilderten Inhalt, wird man sich leicht überzeugen, daß man nichts Zweideutigeres und Obscöneres erfinden kann. Es ist wahr, daß der Dichter in diesem Stücke nichts sagt, was das Sittlichkeitsgefühl verletzen könnte; aber er deutet es an; ja, er fordert den Scharfsinn des Publikums auf, das

Obscöne zu errathen. Er bringt besonders die Zuschauerinnen in ein sonderbares Dilemma. Die Damen, die die zweideutigen Witze dieses Stückes nicht verstehen wollen, müssen sich unwissend in Bezug auf die welthistorische Liebensgeschichte Abälard's und Heloisens stellen und sich's gefallen lassen, daß man sie für ungebildet halte; und diejenigen, die sich nicht unwissend zeigen wollen, müssen einen halben Abend hindurch ihrem Schaamgefühl entsagen. Eine Dame, die in diesem Stücke zu lachen wagt, hat nicht mehr viel zu wagen.

Und dennoch ist der Verfasser dieses allerdings sehr geschickt gearbeiteten Vaudevilles kein anderer, als Herr Eugène Scribe, der strenge Puritaner, der erst vor kurzem in der zur Entwerfung neuer Theatergesetze beauftragten Commission eine donnernde Kapuzinerpredigt gegen die Sittenlosigkeit der gegenwärtigen Pariser Bühnen hielt und ein strenges Gericht gegen jede dramatische Produktion begehrte, die wider die Moral verstößt.

Man versichert, Herr Scribe habe zweimalhunderttausend Franken jährlicher Einkünfte. Herr Scribe ist ein Feind der Republik und gehört zu denjenigen, die die Gesellschaft vor den Eingriffen des Socialismus bewahren wollen. Und durch

solche Stücke, wie das obenerwähnte, glaubt er die Gesellschaft zu erhalten! O es ist schwer zu glauben an die Tugend und Aufrichtigkeit der Schriftsteller, die zweimalhunderttausend Franken jährlicher Einkünfte haben.

7.
Porte St. Martin.

Dieses Theater steht ziemlich tief unter dem Gymnase dramatique. Hier werden schon häufig große Spektakelstücke gegeben, Stücke mit mehreren Dutzend Tableaux, mit explodirenden Phrasen und donnernden Knalleffekten. Aber das Théâtre Porte St. Martin hat das Glück, unter seinem Personal den größten Schauspieler Frankreich's, Frédéric Lemaître zu besitzen.

Frédéric Lemaître ist während des ganzen Winters nicht ein einziges Mal aufgetreten. Er war mit dem großen Ereigniß beschäftigt, welches am Anfange des Frühlings, wenn die Veilchen blühen, und der Zephyr die Knospen an den Zweigen küßt, das Kunstpublikum in Erstaunen setzen sollte. Dieses Ereigniß hieß: Toussaint Louverture. Fast ein halbes Jahr hat es gedauert, bis dieses dramatische Musenkind Lamartine's durch Hülfe des großen Accoucheurs Lemaître das Rampenlicht erblickte. Endlich kam es zur Welt und Paris

war nicht mehr in Paris, sondern im Theater Porte St. Martin. Toussaint Louverture, ich meine hier den Sohn der Lamartine'schen Muse, hat merkwürdige Schicksale erlebt. Lamartine hat diese seine dramatische Erstgeburt, wie er in der Vorrede zu derselben sagt, im Jahre 1840, also acht Jahre vor Ludwig Philipp's Sturz und seinem eigenen Glanze, in einigen Wochen ländlicher Zurückgezogenheit geschrieben. Als er später eine Reise in die Pyrenäen machte, verlor er einen Theil seiner Papiere, unter welchen sich auch das Stück befand. Lamartine versichert, diesen Verlust wenig bedauert zu haben. Das Schicksal, das nicht immer das Verdienst lohnt, zeigte sich gefällig gegen Lamartine und glaubte seine Bescheidenheit lohnen zu müssen. Als nämlich einige Jahre später Lamartine's Küfer in den Keller ging, um für seinen Herrn Wein zu holen, fand er in einem Korb das Manuscript, das zwischen einigen Flaschen köstlichen Weines, der ihm in Pau geschenkt wurde, als Polster diente. Diesmal bewahrte es der Dichter sorgfältiger und als er nach kurzer Herrschaft seine Popularität verlor und Geld brauchte, verkaufte er das Manuscript dem Buchhändler Michel Levy für 30000 Franken. Mit dem Manuscripte kaufte Michel Levy

zugleich das Recht, es aufführen lassen zu dürfen und Lamartine versichert, es sei ihm unangenehm gewesen, daß der Buchhändler von diesem Rechte Gebrauch gemacht. Ferner versichert der Dichter, er habe aus Toussaint Louverture weder eine Tragödie, noch ein Drama, sondern nur ein dramatisches Gedicht machen wollen; und obgleich der Dichter dieß erst nach der Aufführung des Stückes sagt, also erst nachdem das Publikum sein unparteiisches Urtheil gesprochen, so wollen wir ihm dennoch glauben.

Toussaint Louverture ist mit einem Glanze in Scene gesetzt worden, von dem selbst die Pariser, die doch in dieser Beziehung das Ungewöhnlichste gewohnt sind, auf's lebhafteste überrascht worden sind. Ballet, Musik, Gesang, Kanonendonner, Morgenröthe, Abendröthe, Pelotonfeuer, das Weltmeer, tropische Thäler und ungeheuere Felsenberge: kurz Alles, was Auge und Ohr entzückt, erschreckt und erstaunt, ist hier zu sehen und zu hören. Dazu kommt noch ein gefeieter Dichtername und das Talent des größten französischen Schauspielers, der die Titelrolle gab und mit dem unausgesetztesten Fleiße, mit der unermüdlichsten Sorgfalt die Scenirung des Stückes geleitet hat. Trotz alledem aber hat

Toussaint Louverture sich keines Erfolges zu erfreuen gehabt. Der Held spricht sehr schön und viel, oder richtiger: schön und sehr viel; aber er kann vor Worten nicht zu Thaten kommen. Fünf unendlich lange Akte hindurch nichts als Verse, nichts als gereimte Phrasen, nichts als rhythmische Sentenzen. Zehn wahre Helden sprechen nicht so viel wie dieser Louverture, der nicht den zehnten Theil einer wahren Heldenthat verrichtet. Er ist ein lyrischer Heros, der mit rhetorischen Blumen um sich wirft, mit jenen Blumen, die in dem Musengarten des Herrn von Lamartine üppig wuchern. Während des langen Stückes bieten sich für den Helden unzählige Gelegenheiten dar, das Maul zu halten und das Schwert zur Befreiung seines mißhandelten Vaterlandes zu ziehen. Aber er läßt das Schwert und nicht die Zunge ruhen, und er schlägt keinen Feind, sondern nur die Zeit todt.

Der Lamartine'sche Held ist ein ächter Deutscher, obgleich er unter der tropischen Sonne geboren. Seine Haut ist schwarz; aber sein Gemüth ist blond, Es steckt viel Iffländisch-Deutschväterliches Element in diesem Toussaint Louverture des Herrn von Lamartine. Und als er nach fünf unselig langen Akten endlich die Fahne des Aufruhrs ergreift und

sein Volk zu den Waffen ruft, fällt der Vorhang. Das Stück endet also gerade da, wo es beginnen sollte. **On ne sait pas qui gagne**, rief mein Nachbar verdrießlich, als der Vorhang gefallen war. So darf kein Drama enden, besonders kein Drama, das, wie Herr von Lamartine in der Vorrede zu dem seinigen äußert, auf's Volk wirken sollte. Jedes Volk und besonders das französische, liebt die rhetorische Pracht, den Glanz der Rede, den Schmuck großer, schöner Worte; aber das französische Volk liebt die rhetorische Pracht nur als Trägerin großer Thaten. Es wird heute noch von den Napoleon'schen Bülletins berauscht, aber nur, weil es sich der Schlachten von Lodi, Diego, Marengo und Austerlitz dabei erinnert. Ein solcher Wort-Reichthum aber, der die Armuth der Handlung nicht verbirgt, sondern nur um so greller hervortreten läßt, wie in Toussaint Louverture, kann niemals ein französisches Volksstück werden. Das Lamartine'sche Drama verlangt nicht bloß Aufmerksamkeit, es verlangt Geduld, viel Geduld, deutsche Geduld und das ist eine Eigenschaft, die den lebhaften Franzosen ganz abgeht.

Frédéric Lemaître verräth natürlich auch in diesem Drama den Schauspieler ersten Ranges, ob-

gleich er, wie mir fast von allen Seiten versichert wurde, hier nicht recht in seinem Elemente ist. Ich habe ihn leider in keiner andern Rolle sehen können.

Die Kritik hat sich in Bezug auf diese Produktion mit einer Rücksicht benommen, die man einem Talente von unbestreitbarer Geltung selbst da schuldig ist, wo es einen Fehltritt begeht. Sie hat zwar ihr Recht geübt, aber mit aller Milde; und kein Organ der Pariser Tagespresse hat bei dieser Gelegenheit daran gedacht, daß der Autor Lamartine an der Spitze der provisorischen Regierung gestanden. Man hat mit einem feinen Anstande, mit einem humanen Takte, wie er nur dieser Nation eigen ist, es vermieden, die Politik in die Aesthetik zu mischen und den Dichter Lamartine die Sünden des Staatsmanns Lamartine entgelten zu lassen. Keines der vielen ihm feindlichen Blätter hat mit Schadenfreude an seinem Lorbeer gezerrt und man hat den Dichter der Nation nicht mit dem Mann der Partei verwechselt. Das ist eine Tugend der Franzosen, die uns Deutsche beschämen muß, uns, die wir so gerne Steine des Anstoßes auf den Weg werfen, den unsere Talente zum Tempel des Ruhmes zurücklegen wollen;

uns, die wir so stolz sind auf unsern philosophischen Geist, auf unsere tiefe Bildung; aber unsere Gemüthsruhe nicht verlieren, wenn ein — frommer König einen unserer liebenswürdigsten Dichter in die Zuchthausjacke steckt.

8.

Ambigu-comique.

Von diesem Theater ist nicht viel mehr zu sagen, als daß es die Grenzmarke bildet, die die vornehmeren Boulevard-Theater von den kleineren Volkstheatern trennt. Es hat keine hervorragenden Tugenden und keine erwähnenswerthen Fehler.

Ein größeres Theater, das auf das Ambigu-Theater folgt und gleichsam den Flügelmann der Reihe von Theatern bildet, die auf dem Boulevard du Temple jeden Abend das Volk herbeilocken, ist das

9.

Théâtre historique.

Das Théâtre historique könnte viel richtiger Théâtre-Dumas heißen; denn es werden hier keine anderen Musenkinder dem Publikum vorgeführt, als diejenigen, die Herr Alexandre Dumas mit der Melpomene gezeugt. Alexandre Dumas hat vor drei Jahren das Privilegium zur Erbauung eines

neuen Theaters nachgesucht. Er fühlte das Bedürfniß, für seine dramatischen Produktionen ein appartes Theater zu haben. Und kaum hatte er das Privilegium durch Begünstigung des Herzogs von Moupensier erhalten, als auch schon das neue Haus fertig war, das durch ein mit Dampfkraft verfertigtes Stück: **La reine Margot**, eröffnet wurde. Die Königin Margot, aus einem zehnbändigen Romanungeheuer in's Dramatische verarbeitet, begann um sechs Uhr Abends und dauerte bis drei Uhr Morgens. Als dieses Stück eine Revolution im Reiche des Schlafes hervorbrachte und das Publikum beim Nachhausegehen nicht wußte, ob es frühstücken oder sich zu Bette legen sollte: wurde es, wenn ich nicht irre, in zwei Stücke getheilt, wodurch das Publikum an Schlaf gewann und die Kunst nicht das Mindeste verlor.

Das Théâtre historique ist ein Tempel, in welchem kein anderer Gott als der Fabrikant Dumas oder sein Sohn Adolph angebetet wird. Für Erzeugnisse anderer Dichter ist diese Scene nicht eingerichtet. Die Stücke des Herrn Dumas dauern wenigstens sechs Stunden. Sie sind sämmtlich **à grand spectacle** fabrizirt und auf die Gänsehaut des Publikums berechnet. Das Théâtre historique

könnte als Hochschule für angehende Mörder dienen. Vergiftungen, Erdolchungen, Erwürgungen und andere Todesarten wechseln hier auf's haarsträubendste ab. Wer Talent hat, kann hier lernen, wie man sich oder Andere romantisch aus der Welt schaffen kann. Alles läuft hier auf eine Mordthat hinaus. Lauter hochnothpeinliche Poesie, bei der die Muse dem Henker in die Hand arbeitet. Daß es dabei an auswattirten Phrasen, angepolsterten Redensarten und geschwollenen Sentenzen nicht fehlt, versteht sich von selbst. Der gute Geschmack wird in diesen Stücken noch mehr gefoltert, als die Personen, die in denselben auftreten. Da aber in Paris jede Tugend und jedes Laster Anhänger findet, so fehlt auch dem Théâtre historique das Publikum nicht.

Diesen Winter hat das Dumas'sche Stück **Comte Herman** im Théâtre historique mehrmonatliche Furore gemacht. Ich habe einen Akt davon gesehen und wünsche meinen ärgsten Feinden — zwei Akten davon sehen zu müssen.

Auf das Théâtre historique folgt unmittelbar eine Reihe von Volkstheatern, die in der Regel nur von den Ouvriers der Vorstädte und von neugierigen Fremden besucht werden. Sie heißen:

10.

Théâtre de la Gaiété, Cirque, Folies dramatiques, Délassemens comiques, Théâtre des funambules, Théâtre Lazary.

Alle diese Häuser sind jeden Abend überfüllt; denn das französische Volk liebt das Theater mit Leidenschaft. Nach den sauern Mühen des Tages ist es ihm die schönste Erholung. Hier sucht der Ouvrier körperliche Ruhe und geistige Beschäftigung, und findet Beides. Der Franzose kennt kein Wein- oder Bierhausleben. Mäßig wie er ist, wäre es ihm unmöglich, einen ganzen Abend am Kneipentische zuzubringen wie der Deutsche. Auch bedarf seine Phantasie einer steten Aufregung. Wie er im Leben das Theatralische liebt, so sieht er auch gern im Theater das Leben abgespiegelt. In jedem Franzosen steckt ein Schauspieler und die Bretter, die die Welt bedeuten, sind für ihn eine Welt, von deren Zauber er sich gern bannen, von deren Illusionen er sich gern fesseln läßt. Diese Leidenschaft für's Theater ist in beiden Geschlechtern, ist

in dem Knaben wie in dem Greisen gleich lebhaft. Ich habe sehr häufig Frauen mit einem Säugling an der Brust in den Theatern des Boulevard du Temple sitzen sehen, ohne daß es irgend Jemand aufgefallen wäre. Das letzte Fünfsousstück geben sie für einen Platz im Theater hin und vergessen den Hunger, wenn sie auf der Galleriebank sitzen. Nirgends kann man das Pariser Volk so gründlich kennen lernen wie in diesen Theatern, wo man an dem, was sie anzieht und abstößt, was ihnen gefällt und widerstrebt, ihre Ansichten und Meinungen, ihre Neigungen und Vorurtheile am besten erfährt.

Es ist unglaublich wie kindlich das Pariser Volk ist, dieses Volk, das in einem Zeitraum von sechs Lustren mehr Thaten verrichtet hat, als manche andere Völker in sechs Jahrhunderten. Ein Intriguant auf der Bühne setzt sie fast eben so sehr in Wuth wie ein Intriguant, der ihnen im wirklichen Leben begegnet, so wie jede Großthat auf den Brettern sie zur Bewunderung hinreißt. Es zeigt dieß von einer unverdorbenen Natur, von einer kindlichen Frische, die man in dem blasirten Paris am allerwenigsten erwartet. Freilich ist das Volk überall gut, überall zum Guten geneigt; aber daß das Pariser Volk sich in dieser Stadt, wo seit Jahr-

hunderten jedes Laster so viel Vorschub findet, sich so kerngesund erhalten, das beweist hinlänglich, wie unverwüstlich seine sittliche Gesundheit ist.

Zwei Seiten des Pariser Volkes sind es besonders, die in den Volkstheatern am meisten auffallen: die Liebe für den Witz und für die Bravour.

Jeder Franzose, wenn er auch selbst nicht witzig ist, hat doch Sinn für den Witz. Er kann dieses Salz des Geistes eben so wenig entbehren, wie das Salz, das seine Nahrung würzt. Es ist kaum ein Witz so fein, daß er ihm entginge; ja, wo der Dichter eine passende Stelle für den Witz unbesetzt gelassen, findet sich gewöhnlich Einer oder der Andere aus dem Volke mit dem seinigen ein. Sie ergänzen gern den Poeten und ich habe am meisten ihren Reichthum an guten Einfällen bewundern müssen, wo der dramatische Autor eine auffallende Armuth daran gezeigt hat.

Eben so sehr wie den Witz, lieben sie die Bravour, den Muth, der vor keiner Gefahr zurückschreckt, und es vergeht wol selten ein Abend, wo nicht wenigstens eines von den in diesen Theatern dargestellten Stücken sich um eine Großthat dreht. Daß die größten Helden in diesen Stücken fast immer Franzosen sind, versteht sich von selbst. Der

Franzose hält sein Volk für das tapferste, für das ritterlichste. Er spricht zwar andern Nationen den Muth nicht ab; aber den Muth **par excellence**, den welthistorischen Muth, den Muth, der Bastillen erstürmt und die Kanonen auf den St. Bernhard trägt, hält er für eine ausschließlich französische Tugend.

Der Franzose liebt aber, wie gesagt, das Theatralische, das Pompöse, die Draperie. Er ist nicht gern im Stillen, nicht gern im Verborgenen tapfer; er will vielmehr, daß man seine Heldenthaten sehe, daß man sie bewundere, daß man von ihnen spreche: mit einem Wort — er will Effekt damit machen. Die französische Bravour ist daher selten ohne theatralischen Apparat; auf den Theatern ist aber dieser Apparat doppelt groß. Ich spreche hier nicht von dem Cirque, wo man die Schlachten von Marengo und Austerlitz aufführt und mehrere Dutzend Pferde auf die Scene kommen; wo ganze Bataillone Feuer geben und Kanonendonner das Kommando der Marschälle übertäubt: ich spreche hier von den kleineren und kleinsten Theatern, von den Theatern **à quatre sous**. In jedem dieser Theater wird fast jeden Abend geschossen; denn der Franzose muß Pulver riechen, sonst ist seine

Freude nur eine halbe Freude. Büchsenknall ist ihm die schönste Musik; er kann sich nie satt daran hören. Vom kleinsten Knaben bis zum ältesten Graukopf geräth Jeder in Extase, sobald auf den Brettern ein Schuß fällt. Aber nicht nur den Männern, auch den Frauen scheint das Kleingewehrfeuer ein erquicklicher Ohrenschmaus und ich habe sie unzählige Male mit verklärten Gesichtern applaudiren sehen, wenn es aus einem halben Hundert Feuerröhren gekracht hat. Es sind mir bei dergleichen Gelegenheiten immer unsere deutschen Frauen eingefallen, die bei der Aufführung des Freischütz so häufig zusammenschrecken und nicht selten vor der Darstellung eines neuen Stückes fragen, ob in demselben nicht geschossen wird. Ich will damit den deutschen Frauen durchaus keinen Vorwurf machen; ich will nur sagen, daß die Französinnen stärkere Nerven haben.

Nirgendwo kann man sich von dem militärischen Geiste der Franzosen so sehr überzeugen, wie in diesen Theatern, die der unmittelbarste Ausdruck des Volkscharakters sind; nirgendwo wie hier kann man begreifen lernen, wie dieses Volk berufen ist, als Vorposten zu stehen im Kampfe, den die europäischen Völker gegen die Tyrannei zu führen be-

gonnen. Jeder Gamin ist von dem Holze, aus dem man Helden schnitzt. Augerau war nicht der erste Gamin, der später den Feldmarschallstab geschwungen und er wird auch ganz gewiß nicht der letzte sein. Die Vorstadt St. Marceau ist immer noch sehr reich an Knaben, vor denen vielleicht noch manche Krone zittern wird. Man sollte dieß in Petersburg wissen und in den deutschen Residenzschlössern, die ihre Befehle von den Ufern der Newa empfangen. —

Man kann sich leicht denken, daß diese Theater keinen sonderlichen Reichthum an bedeutenden künstlerischen Kräften besitzen; doch würde man sehr irren, wenn man glaubte, daß hier schlecht oder schlotterig gespielt würde. Das Ensemble ist auch im Théâtre Lazary, dem kleinsten und ärmlichsten aller Pariser Theater, in seiner Weise gut. Es spielt hier Keiner, wie das so häufig selbst in den ersten deutschen Theatern geschieht, auf eigene Faust, und besonders erfüllt hier jedes Mitglied die erste und nothwendigste Pflicht, die Pflicht, seine Rolle auswendig zu wissen. Der Souffleurkasten, der in deutschen Theatern so oft die Hauptrolle spielt, dieser hölzerne Freund, der von unsern Komödianten jeden Augenblick zudringlich um ein

Almosen angebettelt wird, hat hier fast gar keine Bedeutung, und ich habe nicht ein einziges Mal bemerkt, daß ein Schauspieler auf diese unterirdische Stimme hingehorcht hätte. Freilich sind die Stücke, die hier gegeben werden, gewöhnlich von so geringem Umfange, daß dem Gedächtniß dabei nicht allzuviel zugemuthet wird; auch wird in Paris jede nur einigermaßen leidliche dramatische Produktion so häufig dargestellt, daß sie dem Schauspieler geläufig werden muß; dennoch aber kann die Gewissenhaftigkeit des Memorirens, die Achtung vor der Kunst, dem Autor und dem Publikum in Bezug auf genaues Einstudiren der Rollen nicht genug hervorgehoben werden. Das Pariser Publikum, so mild und human es auch sonst ist, würde auch gewiß den Schauspieler, der aus Nachlässigkeit stecken bliebe, den entschiedensten Unwillen fühlen lassen.

Die kleineren Boulevard-Theater erfüllen außer ihrem Hauptzweck, dem Volke einen wohlfeilen und schönen Genuß zu gewähren, auch noch einen andern, nicht minder wichtigen Zweck: sie dienen nämlich angehenden Schauspielern und dramatischen Dichtern als Elementarschule. Wie mancher dramatische Genius hat auf den Brettern dieser Volkstheater den ersten Flügelschlag versucht! Frédéric Lemaître

und Rachel Felix haben hier die Größe ihres Genies zuerst entfaltet, und die Zahl der dramatischen Dichter, die die Erstlinge ihrer Muse auf solchen Theatern zur Aufführung brachten, ist wahrlich nicht gering. Auf diesen kleinen und anspruchslosen Scenen ist das Gelingen leichter und das Scheitern gefahrloser; und während hier der Erfolg zu neuem Streben mehr als irgendwo auffordert, ist hier der Sturz minder gefährlich. Der angehende Ruhm bricht auf diesen groben Brettern nicht so leicht das Genick, wie auf dem Théâtre français oder sonst einer großen Scene. Das junge Talent, wenn es hier fällt, trägt kaum eine leichte Kontusion davon. Es wischt sich den Staub vom Kleide und fördert wieder seine Schritte, bis ihm ein guter Erfolg seine Ausdauer lohnt, oder ein unablässiges Straucheln ihm endlich zeigt, daß er einen andern Weg einschlagen müsse, als denjenigen, der zur dramatischen Unsterblichkeit führt.

Diese kleineren Theater haben indessen auch sehr glänzende Kräfte. Madame Alphonsine in den Délassemens comiques und Madame Leontine in den Folies dramatiques sind so reich begabte Künstlerinnen, wie sie das Théâtre des Vaudevilles kaum viel besser aufzuweisen hat. Sie wollen aber

diese Theater, wo sie als erste Sterne glänzen, nicht verlassen, obgleich ihr Glanz nicht sonderlich bezahlt wird. Sie denken, wie einst Julius Cäsar gedacht: besser in einem kleinen Theater die Erste, als in einem großen die Zweite.

Eine Eigenthümlichkeit mancher dieser kleinen Theater ist es auch, daß das Personal derselben nur zum Theil aus Schauspielern zusammengesetzt ist. Ein Hauptbestandtheil mancher Truppe machen die Ouvriers aus, die während des Tages in ihren Werkstätten rüstig schaffen und Abends ihr Schurzfell ablegen, um am Thespiskarren schieben zu helfen. Das Théâtre Lazary besteht sogar größtentheils aus solchen Ouvriers. Sie spielen aber nicht nur, sie stellen auch den technischen Apparat her. Da sie den verschiedensten Handwerken angehören, so malen sie die Coulissen, erfinden neue Maschinen und bessern die alten wieder aus. Das weibliche Personal an diesem Theater gehört dem Grisettenstande an. Es sind Näherinnen, Wascherinnen, Büglerinnen u. dgl. Der Wechsel der Beschäftigung ist ihre Erholung. Ihre Ruhe besteht bloß in einer angenehmern Arbeit. Es sind freilich wenig Garrik's und Rachel's unter ihnen; aber sie spielen nicht schlecht, zuweilen sogat sehr wacker. Ein

Beweis, wie viel Schauspielertalent in den Franzosen steckt.

Das eigenthümlichste und beliebteste dieser kleinen Volkstheater ist das Théâtre des funambules. Hier werden jeden Abend mehrere Pantomimen gegeben, in denen der Pierrot immer die Hauptrolle spielt. Das Théâtre des funambules hat diesen Pantomimen das zahlreiche Publikum zu verdanken, das allabendlich hier gepreßt wie die Häringe sitzt, um sich an der poetischen stummen Sprache der Pierrots zu ergötzen, und ich gestehe ohne Erröthen, daß ich manche Stunde des heitersten Genusses dort zugebracht. Freilich hat dieses Theater seine Hauptzierde, seinen hellstrahlenden Glanz verloren, seit der arme Jean Baptiste Debureau mit Tode abgegangen. Der arme Debureau! Er starb in der vollsten Kraft seiner Jahre, er, der sich einer Popularität erfreute, wie fast kein anderer Künstler; er, über dessen Wirken der Allerweltschwätzer Jules Janin ein Buch in zwei Bänden geschrieben. Debureau war nicht nur der größte Pierrot Frankreich's, er war der gefeierteste Pierrot der Welt. Gelehrte und Künstler, die einen europäischen Namen hatten, schämten sich nicht, ganze Abende im Théâtre des funambules

zuzubringen und Debureau zu sehen, das heißt: ihn zu bewundern. Debureau's Fach gehörte freilich nicht zu den großen Kunstfächern; er mußte aber doch der Größte in seinem Fache gewesen sein; denn es spricht keiner von Denen, die ihn gesehen, seinen Namen ohne Enthusiasmus aus. Ja, bei den Bewohnern der Faubourgs ist er fast ein Mythus geworden. Wenn sie seiner erwähnen, verklärt sich ihr Gesicht und sie rechnen es sich gewissermaßen als einen Ruhm an, ihn gekannt zu haben.

Der arme Debureau! Er hat seine Popularität sehr theuer bezahlen müssen. An seinem Lorbeerkranze klebt das Blut eines Erschlagenen. Als er eines Tages mit seinem Weib und seinen Kindern in Batignolles spazieren geht, gerathen zwei junge Leute, zwei seiner größten, seiner innigsten Verehrer, seinetwegen in einen Wortwechsel. Der Eine behauptet, der hagere Mann, der hier so anspruchlos, so bescheiden mit seiner Familie lustwandle, sei kein Anderer als der große, allverehrte, allbewunderte Jean Baptiste Debureau, worauf der Andere, getäuscht von der kleinen Scene des Funambulestheaters, auf welcher jeder Akteur viel größer erscheint als er ist, heftig widerspricht. Nun gehen sie eine Wette ein und folgen dem harmlosen

Manne, der an der Seite seines Weibes und seiner Kinder froh ist, einen Augenblick wenigstens seines Berufes zu vergessen. Einer von den Wettenden nennt laut seinen Namen. Debureau hört es, wendet sich aber nicht um; hätte er es gethan, so wäre die Wette entschieden gewesen. Sein Unstern aber verleitete ihn, seine Schritte zu beflügeln. Der Wettende ruft lauter. Keine Antwort! Dadurch ärgerlich gemacht, eilt er ihm nach und ruft ihm, indem er auf ihn loseilt, ein beleidigendes Wort zu. Da wendet sich Debureau, der endlich die Geduld verloren, plötzlich um und verweist ihm seine Unart, und als der Unbekannte Miene macht, handgreiflich zu werden, entreißt der berühmte Pierrot, der einer der geschicktesten Boxer und Fechtkünstler war, seinem Sohne den Stock und versetzt dem Beleidigenden einen Streich, der ihn sogleich todt zu Boden streckt. So wurde der arme Debureau, einer der gutmüthigsten, leutseligsten Menschen, zum Mörder an einem Manne, der ihn verehrt, der ihn bewundert hatte. Sonderbares Schicksal! Wäre Debureau minder populär, wäre er als Stockfechter weniger geschickt gewesen, er hätte nicht unschuldig das Blut eines Unschuldigen vergossen. So mußte sein Gewissen sein Talent ver-

fluchen, das ihm das Kainsmal auf die Stirne gedrückt.

Seit jener unglückseligen Katastrophe in Batignolles wurde der schon von Natur melancholische Debureau immer trübsinniger, immer schwermüthiger, nicht auf Kosten seines Talentes, sondern seiner Gesundheit. Der Schatten des Erschlagenen verfolgte ihn unablässig; das merkte aber das Publikum nicht, sondern sein Familienkreis, dem er vor einigen Jahren auf immer entrissen wurde.

Gewiß mußte Debureau ein in seiner Art ausgezeichneter Künstler gewesen sein, wenn man bedenkt, wie wenig Mittel einem Pierrot im Vergleich mit einem Schauspieler zu Gebote stehen. Der Pierrot entbehrt nicht nur der Sprache, jenes gewaltigsten, ergreifendsten Mittels, sondern gewissermaßen auch der Physiognomie. Das Gesicht des Pierrot ist durch die weiße Schminke todt. Wie seine Zunge ist auch sein Gesicht stumm. Er kann also nur mit den Augen und durch die Lebhaftigkeit seiner Glieder sprechen. Dennoch wußte Debureau das Publikum nicht nur zum Lachen, sondern auch zum Weinen zu bringen. Als er einst nach einer längern Krankheit zum ersten Male wieder auftrat und mit jubelndem Applaus empfangen

wurde, dankte er durch eine einfache Bewegung der Hand zum Herzen, und diese Bewegung, von einem seelenvollen Blick begleitet, war so rührend, daß alle Zuschauer auf's Tiefste ergriffen wurden.

Debureau hat das Théâtre des funambules populär gemacht. Jetzt hat sich die Liebe des Publikums von dem Vater auf den Sohn fortgeerbt. Charles Debureau ist das Herzenskind seines Publikums. Obgleich nicht so genial wie sein Vater, ist er doch der erste Pierrot in Paris. Der alte Debureau hat ihm von dieser Laufbahn abgerathen und ihn zu einem Pozellanmaler in die Lehre gegeben; aber den jungen Mann ließen die Lorbeern seines Vaters nicht schlafen. Er entsagte daher bald der Porzellanmalerei und erfreut sich nun jeden Abend des stürmischsten Beifalls. So oft er auftritt, werden ihm Orangen zugeworfen. Das Publikum in diesen Theatern ist nicht so reich, wie das des Théâtre français oder der großen Oper. Es kann seine Künstler nicht mit theueren Blumenbouquets lohnen; aber es ist dankbarer, als die Haute volée, die in ihrem Beifalle gewöhnlich nur der Mode fröhnt, aber nicht der Stimme des Herzens folgt; seine Dankbarkeit ist aufrichtiger, aufopferungsfähiger. Der arme Ouvrier gibt die

letzten zwei Sous her für eine Orange, um sie seinem Liebling Debureau zuzuwerfen, der ihn am Abend die saueren Arbeiten des Tages vergessen läßt.

Das Théâtre des funambules hat noch eine Eigenthümlichkeit, die man gewiß an keiner andern Bühne mehr findet. Die beste Schauspielerin an diesem Theater ist nämlich eine Zwergin.

Madame Carolina, so heißt dieses Duodezgeschöpf, ist aber nicht nur die beste Schauspielerin am Théâtre des funambules, sondern sie ist überhaupt eine vortreffliche Schauspielerin. Sie spielt in dem Genre der Madame Dejazet, und nicht dem Mangel an Talent ist es zuzuschreiben, daß sie keine Dejazet geworden, sondern dem Mangel an zwei Fuß rheinisch Maaß. Sie ist so zu sagen eine Taschenausgabe der Madame Dejazet. Der kleine Rahmen der Funambules-Scene paßt für ihren Miniaturkörper; auf einer größern Bühne würde sie sich verlieren.

Madame Carolina ist eine Russin. Unter der Regierung Louis Philipp's kam sie als Leibeigene nach Paris und der Bürgerkönig erkaufte ihre Freiheit, ob durch Geld oder gute Worte, weiß ich nicht. Sie spielt häufig in eigends für sie gemachten

Stücken. In Gamins- und Polissonsrollen ist sie ganz vortrefflich. Madame Carolina ist verheirathet und hat die Freude, Mutter mehrerer Kinder zu sein, die ihr alle über den Kopf wachsen, sobald sie zu wachsen anfangen.

Außer den bereits erwähnten Theatern gibt es noch ein Théâtre Comte, ein Théâtre Luxembourg, ein Théâtre de Belleville und ein Théâtre des Batignolles. Sie werden sämmtlich stark besucht, da, wie bereits gesagt, der Franzose kein größeres Vergnügen kennt, als das Schauspiel. Das Theater ist ihm sogar ein Bedürfniß, und vollkommen wahr ist also folgendes Epigramm eines französischen Vaudeville-Dichters:

Il ne fallait au fier Romain
Que des spectacles et du pain;
Mais au Français plus que Romain
Le spectacle suffit sans pain.

VII.

Die Deutschen in Paris.

In keiner Stadt der Welt werden so viel Luftschlösser gebaut wie in Paris. Hier lügt die Hoffnung so schön, so boshaft-liebenswürdig, daß man am Rande des Abgrundes kaum sieht, wie schändlich man von ihr hintergangen worden.

Wem die gütige Natur Verschmitztheit, Schlauheit, Charlatanerie und ähnliche Gaben verliehen, durch welche man die Aufmerksamkeit zu erregen vermag, der wird sich hier zuweilen ein leidliches, vielleicht gar ein glänzendes Dasein begründen; denn sich bemerkbar machen, heißt hier schon den Grundstein zu seinem Glücke legen. Das bescheidene Verdienst aber, das im Bewußtsein seines Werthes harrt, bis es gewürdigt wird, geht in Paris sehr häufig in Noth und Elend unter.

Wahrlich, auf keinem Boden der Erde gedeihen die Veilchen so schlecht wie auf dem Pariser Boden.

Freilich gelingt es in Paris auch den Unbescheidenen nicht sehr häufig, da die Conkurrenz zu stark ist und ein großer Charlatan auf der Glücksjagd von einem größeren Charlatan überholt und niedergeworfen wird; aber die Charlatanerie ganz verachten, ist so viel, als dem Glücke den Krieg erklären und mit der Noth ein unzertrennliches Bündniß schließen.

Kein Volk indessen liefert der Hauptstadt Frankreich's so viel Opfer als das unserige. Von den Deutschen, die nicht dem Handwerkerstande angehören, geht hier mindestens die größere Hälfte unter. Sie bringen gewöhnlich eine blühende Jugend, einen Schatz von Kenntnissen, einen Reichthum an Talent mit und sind überzeugt, daß bei solchen Begabungen das schönste, das herrlichste Ziel erreicht werden müsse. Sie glauben den Ruhm, die Unsterblichkeit und eine glänzende Lebensexistenz schon gesichert; aber ein Tag nach dem andern entflieht, ein Monat nach dem andern verschwindet und ein Jahr nach dem andern geht hin. Die Wechsel auf den Ruhm und die Unsterblichkeit sind mit Protest zurückgewiesen worden; die

schönsten Jahre, wo das Talent am freudigsten und am fruchtreichsten schafft, sind vertrauert worden in Jammer und Noth und die Getäuschten geben sich immer noch neuen Täuschungen hin und glauben den lügnerischen Versprechungen, mit denen sie hintergangen werden.

Ich habe hier merkwürdige Opfer dieser Art gesehen. So habe ich einen jungen deutschen Mathematiker kennen gelernt, der in Paris nicht nur für einen Gelehrten, sondern für ein Wunder, für ein mathematisches Ungeheuer gilt. Vor mehreren Jahren kommt er nach Paris, in der festen Ueberzeugung, hier sein Glück zu machen. Er läßt durch Arago, der seine Verdienste bereits kennt, der Akademie der Wissenschaften ein Memoire einreichen, in welchem die Entbehrlichkeit der Logarithmentafeln nachgewiesen wird. Arago bevorwortet das Werk in den wärmsten Ausdrücken und das Memoire wird von der Akademie lobend erwähnt. Die größten französischen Mathematiker erstaunen über seine Fähigkeit und beuten sie aus; aber der junge Mann lebt in solch' drückenden Verhältnissen, daß er am Abend nicht weiß, mit welchen neuen Lügen er am andern Morgen seinen ungläubig gewordenen Magen wieder abspeisen soll. Als ich ihn fragte

warum er nicht nach England gehe, antwortete er, daß ihm die Mittel zur Reise fehlten; zwar, fügte er hinzu, könne er diese Mittel von Pariser Gelehrten seines Faches wol erhalten, aber gewiß nur unter der kaum verhehlten Bedingung, daß er nicht wieder nach Paris zurückkehre.

Die Pariser Gelehrten wollen überhaupt keine fremden, besonders keine deutschen Gelehrten aufkommen lassen; ob sie sich in dieser Beziehung mehr vor der Qualität als vor der Quantität fürchten, weiß ich nicht; gewiß aber ist, daß unsere gelehrten Landsleute, wenn sie in Paris eine Stellung suchen, tausend Steine des Anstoßes finden, über die nur sehr Wenige geschickt hinwegzuspringen verstehen.

So kam vor nicht langer Zeit ein sehr namhafter deutscher Naturforscher nach Paris. Sein reiches Wissen war dort Niemanden verborgen; denn manche seiner Werke waren von der Akademie gekrönt worden. Aber der Mann hatte gewisse Eigenthümlichkeiten, gewisse Manieren, durch die er in der Pariser abgeschliffenen Welt Anstoß erregte und Widersacher erweckte; und bald sah er sich von dem Allernöthigsten so sehr entblößt, daß er froh war, durch Hülfe einiger mitleidigen Freunde nach Amerika auswandern zu können. —

Groß ist in Paris besonders die Zahl deutscher Aerzte, die mit der Diogeneslaterne Patienten suchen, aber gewöhnlich nur ihre eigenen Kollegen finden, Kollegen, die ihre Laterne ebenfalls umsonst angezündet haben. Es gibt unter ihnen die geschicktesten, die gebildetsten Männer, die in Deutschland jedenfalls eine gesicherte, vielleicht die ehrenvollste Stellung fänden, in Paris aber oft auf die schrecklichste Weise darben müssen. Sie bringen nach dieser Weltstadt vielfache Kenntnisse, einen tüchtigen wissenschaftlichen Sinn, ein redliches Wollen mit; aber gewöhnlich sind es gerade diese Tugenden, die ihnen den Weg zum Glücke versperren. Sie stolpern so zu sagen über ihre eigenen Vorzüge. Ich habe in Paris die Bekanntschaft eines deutschen Arztes gemacht, der, was Redlichkeit und gediegene Bildung betrifft, seines Gleichen sucht; aber während der langen Zeit, die er hier auf ein freundliches Lächeln des Glückes harrt, nichts zu erreichen vermochte, als eine gewisse philosophische Ruhe, die ihn die schwere Noth ergebungsvoll tragen lehrt. Er bewohnt ein Zimmerchen im sechsten Stocke, das nicht viel größer ist, als das armselige Bett, in welchem er die schlaflosen Nächte zubringt, und ist genöthigt, seine Speisen sich selbst

zu bereiten, da in ganz Paris keine Restauration so armselig ist, die seiner Armuth nicht zu kostspielig wäre.

Vor einigen Jahren war ein deutscher Arzt in Paris, der im strengsten Sinne des Wortes verhungert wäre, wenn nicht einer seiner Freunde und Kollegen zufällig zu ihm in die Wohnung gekommen wäre und den Armen gerettet hätte, der, aus Verzweiflung über seine fürchterliche Lage und von einem falschen Schaamgefühl zurückgehalten, sich mitzutheilen, fest entschlossen war, nicht mehr das Zimmer zu verlassen und dort den gräßlichen Hungertod abzuwarten.

Der ärztliche Beruf läßt sich schwer von einer gewissen Charlatanerie trennen. Der praktische Arzt darf nie seinen Mangel an Wissen zeigen, selbst da nicht, wo dieser Mangel einzig und allein der Unzulänglichkeit der Wissenschaft zugeschrieben werden muß; denn thut er dieß, so wird man nicht seine Bescheidenheit und seine Liebe zur Wahrheit bewundern, sondern seinen Mangel an Kenntniß verachten und den Quacksalber vorziehen, der ein ernstes Gesicht schneidet und durch das allerschwierigste Problem nicht aus der Fassung zu bringen ist.

Das Sprichwort: „Klappern gehört zum Hand-

werk", ist nirgend so richtig angebracht, wie auf den ärztlichen Stand. In Paris nun, wo so häufig das Handwerk Nebensache und das Klappern Hauptsache ist, gerathen die deutschen Aerzte in Konflikt mit Kollegen, die der Wissenschaft den Rücken kehren und Arm in Arm mit der Charlatanerie den Weg zum Glück verfolgen.

Ein Haupthinderniß für die Erreichung einer leidlichen Stellung in Paris finden deutsche Aerzte in der Schwierigkeit der Sprache, eine Schwierigkeit, die sie gewöhnlich erst nach vieljährigem Aufenthalte in dieser Weltstadt bewältigen können. Wenn man nun erwägt, welch ein wichtiges Moment bei einem praktischen Arzte die Macht der Rede bildet, wie oft er den Patienten mehr mit Worten als mit Medizin zu heilen vermag, wie er immer tröstend, ermahnend, rathend und beschwichtigend am Krankenbette sprechen muß, so wird man leicht begreifen, wie steil die Klippen sind, die die deutschen Aerzte auf ihrer Laufbahn in Paris finden.

Zwar gibt es in Paris deutsche Aerzte, die mit der Gründlichkeit des Wissens, mit der unbestreitbarsten Geltung in ihrem Fache sich eine angesehene und behäbige Stellung zu verschaffen gewußt und die Namen eines Sichel, Otterburg,

Schuster und Anderer werden in Paris nur mit Hochachtung genannt. Allein dieß sind seltene Ausnahmen. Aber auch diese Männer konnten erst nach vieljährigem Dulden und Harren, nach unbeschreiblichen Mühen und Aufopferungen ihr Ziel erreichen, und mit thränenden Augen erzählen sie von ihren zahllosen deutschen Kollegen, die in Paris in bitterstem Elende zu Grunde gegangen.

Am leidlichsten sind in Paris noch die deutschen Musiker daran. Ihre Kunst verschafft ihnen leicht Zutritt in die ersten Häuser, und da sie in Tönen sprechen, können sie bequem ihr Talent geltend machen und sich die gebührende Würdigung verschaffen. Doch trifft man in Paris häufig deutsche Tonkünstler, die dermaßen herabgekommen, daß sie in öffentlichen Gärten und in den gemeinsten Tanzsälen ihre Kunst ausüben.

Deutsche Handwerker sind in Paris immer noch die beliebtesten, sowohl wegen ihrer Arbeit als wegen ihres Arbeitens. Sie sind sehr fleißig, sehr gründlich, sehr gewissenhaft. Unzählige deutsche Handwerker haben sich in Paris niedergelassen und Viele von ihnen haben mit Vergnügen vergessen, daß sie einst Deutsche gewesen.

Es ist in der That unglaublich, wie lose der

Deutsche mit seinem Vaterlande verknüpft ist. Der Deutsche trägt sein Vaterland nicht im Herzen, sondern an der Sohle, das sieht man in Paris an so vielen unserer Landsleute, die in Frankreich naturalisirt worden. Ich habe in Paris Deutsche gesehen, die nur mit Widerstreben deutsch sprachen; ja, ich bin mehreren deutschen Handwerkern begegnet, die ihre Muttersprache nicht mehr sprechen können.

Der Franzose bleibt überall Franzose und nimmt, wenn er auch noch so lange im Auslande weilt und selbst wenn er sich dort eingebürgert, den lebhaftesten Antheil an dem Wohl und Wehe Frankreich's. Ebenso der Engländer, der Schwede, der Russe. Nur der Deutsche vergißt sein Vaterland leicht und ist noch froh, wenn ihm sein Gedächtniß nicht den Streich spielt, ihn daran zu erinnern. In Frankreich wird er ein eben so guter Franzose, wie er in Rußland ein patriotischer Russe wird.

Dieser Mangel an Nationalgefühl liegt in der Zerrissenheit unserer Nation, die, Dank unseren vielen gekrönten Landesvätern, dem Auslande gegenüber keine imponirende Größe darbietet. Man muß im Auslande mit Stolz sein Vaterland nennen können, um es mit Liebe nennen zu können. Der

deutsche Gelehrte, der deutsche Schriftsteller und Künstler, kurz: jeder Deutsche, der geistig mit seinem Vaterlande zusammenhängt, vergißt Deutschland in der Fremde nicht; denn er kann für die vielen Wurzeln, mit denen er in seinem Vaterlande haftete, außerhalb desselben keinen Boden finden und nur seine Zunge, nicht sein Herz lernt die Sprache des Auslandes. Der Deutsche aber, der nicht durch dieses geistige Band an sein Vaterland geknüpft ist, der, wenn ich mich so ausdrücken darf, nicht deutsch bleiben muß, hört auch leicht auf, Deutscher zu sein, sobald er Deutschland den Rücken gekehrt hat. Der deutsche Handwerker, der in seinem Vaterlande politische und soziale Ketten zugleich getragen, fühlt sich, sobald er französischer Bürger geworden, als Glied einer großen Nation, die in der Welt eine Rolle spielt, als Glied einer Nation, in der die vollständigste soziale Gleichheit herrscht. Er weiß, daß seinen Kindern kein Weg zum Glücke versperrt sein wird und daß sie in Frankreich tausend Wege zum Glücke geebnet finden. Ich habe viele in Frankreich naturalisirte Deutsche kennen gelernt; aber ich habe unter ihnen keinen Einzigen gefunden, der es bereut hätte, französischer Bürger geworden zu sein.

Da ich gerade von den deutschen Handwerkern in Paris rede, so kann ich die dort lebenden deutschen Zeitungs-Correspondenten nicht unerwähnt lassen. Es sind eigentlich nicht einmal Handwerker, sondern Taglöhner, arme, geplagte Taglöhner, die ruhm- und namenlos im Dienste der Politik handlangern. Für die Meisten ist es ein knapper Erwerb, der ihnen kaum die nöthigsten Bedürfnisse sichert, und nur diejenigen von ihnen, die für größere Blätter, z. B. für die Augsburger Allgemeine und die Kölnische Zeitung schreiben, und nur solche, deren politisches Gewissen an Elastizität nicht Mangel leidet, haben eine freundlichere Existenz. Die wenigsten von diesen Correspondenten haben diesen Erwerb aus Neigung und Beruf ergriffen; die meisten sind durch traurige Verhältnisse, durch fehlgeschlagene Hoffnungen dazu gezwungen worden. Es sind besonders Flüchtlinge, die, vom heimathlichen Herde vertrieben, von rachsüchtigen Regierungen verfolgt, die Journalistenfeder ergreifen, um nicht Hungers zu sterben. Diese armen Opfer der Gesinnung, die Alles verloren, was dem Menschen lieb und theuer ist, Vaterland, Heimath, Familie und trauten Freundeskreis, irren darbend und gebrochenen Herzens in dem rauschen-

den, tobenden, lärmenden Paris umher und Niemand kümmert sich um sie als die Spione, um sie einer Polizei zu denunziren, die sich zur dienstbeflissenen Helfershelferin jeder freiheitsfeindlichen Regierung erniedrigt hat.

Da diese Flüchtlinge, die ihrer Ueberzeugung Alles geopfert, nur für die Blätter ihrer Partei schreiben, für die wenigen Blätter, die jetzt von dem trunkenen Uebermuthe der Reaktion zu Tode gequält werden: so reicht der Lohn ihrer Arbeit kaum für das Allerunentbehrlichste hin, und wenn sie glauben, festen Fuß gefaßt zu haben, werden sie durch die nicht zu überzeugende Macht des Herrn Carlier wieder hinausgestoßen in die weite Welt und wissen nicht, wohin sie ihr Haupt legen sollen.

Man sieht, daß im Allgemeinen das Loos der Deutschen in Paris keinesweges ein glänzendes ist. Paris ist die Welt im Kleinen. Nirgendwo wie hier findet der denkende Mensch so viel Belehrung, so viel Anregung, so viel Stoff für Geist und Phantasie. Wer daher nach Paris kommt, um dieß zu suchen, wird mehr als befriedigt werden, wird alle seine Erwartungen übertroffen finden. Wer hier aber neben der geistigen Nahrung auch

die leibliche sucht; wer auf's Gerathewohl nach Paris kommt, um sich dort durch wissenschaftliche oder künstlerische Befähigung ein Dasein zu begründen: der wird, wenn nicht der dumme Gott des Zufalls ihn begünstigt, mit der ihm täglich über den Kopf wachsenden Noth zu kämpfen haben.

Paris ist die Loreley der Städte. Sie lockt durch den bezauberndsten Gesang tausend junge Schiffer herbei, um sie dann von den brausenden Wellen verschlingen zu lassen. Man kann nicht genug vor ihr warnen.

VIII.

Etwas über Grisetten und Verwandtes.

Es ist möglich, daß ich mich durch diesen Aufsatz in den Augen der deutschen Gelehrtenwelt sehr lächerlich mache; denn es ist möglich, daß in der Encyklopädie von Ersch und Gruber **sub voce** „Grisette“ die gründlichste Abhandlung über diesen Gegenstand zu lesen ist, während ich, ohne alle tiefere Kenntniß, ohne genaues Quellenstudium, nur oberflächlich ein Thema zu berühren vermag, das vor mir sehr Viele gewiß nichts weniger als oberflächlich berührt haben. Ja, ich gestehe sogar, wenn mich ein deutscher Professor nach der Etymologie des Wortes „Grisette“ früge, ich in dieser Beziehung so unwissend wäre, wie Heinrich Laube in jeder andern. Ich gestehe ferner, daß es viel leichter ist mit den Grisetten, als von den Grisetten

zu sprechen, und wenn ich dieß Letztere dennoch thue, so habe ich kein anderes Verdienst, als das des seltenen Muthes, der dazu gehört. —

Als ich den ersten Morgen nach meiner Ankunft in Paris aus dem Bette stieg und neugierig an's Fenster ging, erblickte ich an einem Dachfenster des gegenüberstehenden Hauses ein junges Mädchen. Es unterhielt sich eifrig mit einem Kanarienvogel, der in dem vor dem Fenster hängenden Käfig munter herumhüpfte. Während sie aber mit dem kleinen lustigen Geschöpfchen schwatzte, schaffte sie mit den niedlichen Händchen emsig an den Blumentöpfen, die zu beiden Seiten des Vogelkäfigs standen. Mir gefiel das Mädchen mit dem weißen, koketten Häubchen, unter welchem das schwarze, noch ungeordnete Haar in langen Locken über das Gesicht fiel, so gut, daß ich nicht umhin konnte, meinen Zimmernachbar auf dasselbe aufmerksam zu machen. Mein Zimmernachbar, ein Deutscher, der in früheren Jahren, als er noch jung und nicht verheirathet war, längere Zeit in Paris gelebt, warf einen Blick auf das genannte Dachfenster, rief: „Pah, das ist eine Grisette!" und trat wieder vor den Spiegel, um mit dem Rasirmesser die reife Saat seines Gesichtes zu mähen.

Ich fragte ihn, erstaunt über seinen Scharfblick, woher er das so schnell wisse? Er aber antwortete nicht; er lächelte nur. Ich weiß nun nicht, ob dieses Lächeln die Verachtung meiner Unwissenheit bekunden sollte, oder ob in meinem Zimmernachbar Erinnerungen jener Zeit auftauchten, in der er noch zwanzig Jahre vor dem Schwabenalter stand und kein deutsches Ehejoch trug. Ich will ihm nicht zu nahe treten, ich glaube aber, daß er lächelte wie ein Eingeweihter einem Ungeweihten gegenüber.

Was ist aber eine Grisette? — Eine Grisette ist ein Mädchen, das sich durch seiner Hände Arbeit ernährt und gern den Neigungen des warmen Herzens folgt, ohne erst den kalten Verstand um Rath zu fragen, und je nach dem Grade, als die Grisette ein mehr oder minder warmes Herz hat, ist sie auch mehr oder minder Grisette. Diese Definition ist freilich mangelhaft; vielleicht ist aber in der Encyklopädie von Ersch und Gruber eine bessere zu finden. Mir fällt in diesem Augenblicke keine bessere ein.

Von dem jungen, unerfahrenen Mädchen, das sein Stück Brod durch Nähen, Putzmachen, Waschen, Bügeln oder Einfassen von Schuhen verdient, zur

Grisette ist nur ein Schritt, und dieser Schritt ist so angenehm, daß ihn fast jedes Mädchen thut. Ein solches unerfahrene Mädchen kehrt am späten Abend, nachdem es den ganzen Tag unaufhörlich geschafft, heim in das kleine, enge Dachzimmerchen, das sich sechs oder sieben Stock hoch über dem Erdgeschoß befindet. Neben ihrem Zimmerchen hört die Heimkehrende eine männliche Stimme. Wer ist der Nachbar? Was ist der Nachbar? Gleichviel! In Paris ist man nicht gewohnt, sich um Nachbarn zu kümmern. Wie sie aber am andern Morgen das Rosenstöckchen vor ihrem Fenster begießen will, öffnet sich das Fenster des Nebenzimmers und es zeigt sich ein Jünglingskopf mit schwarzen Locken und einem keimenden Barte. Sie schließt schnell das Fenster, und als sie einige Minuten später wieder nach den Rosen sehen will, bemerkt sie, daß diese bereits begossen sind. **C'est bête!** ruft sie; denkt aber, daß noch viel dumme Sachen geschehen, die viel unangenehmer sind. Als sie ausgeht, sieht sie auf der Treppe den Jüngling. Der Jüngling ist schön, schlank gewachsen und grüßt freundlich. Sie erwiedert aber kaum seinen Gruß, und in einem Nu ist sie das halbe Dutzend Treppen hinunter gehüpft.

Als sie am nächsten Morgen die Rosen pflegen will, bemerkt sie neben dem Rosenstock einen schönen Blumenstrauß und in demselben ein zierlich zusammengefaltetes Brieschen. C'est drôle! sagt sie für sich und schließt das Fenster, ohne das Brieschen zu ergreifen. Aber während sie sich ankleidet, denkt sie doch an den Strauß, an den schwarzköpfigen Nachbar und an das Brieschen, das sie, leise das Fenster öffnend, rasch zu sich nimmt und in den Busen verbirgt. Warum aber liest sie das Brieschen nicht? Sonderbare Frage! Sie kann nur deutlich Gedrucktes undeutlich lesen; jedes geschriebene Wort aber ist für sie so unentzifferbar wie die Zeichen auf dem Obelisken von Luxor.

Bei ihren Kameradinnen angelangt, nimmt sie eine derselben, die als eine große Gelehrte gilt, weil sie Geschriebenes lesen kann, bei Seite, zieht das Brieschen heraus und läßt sich's vorlesen. Es sind Verse. Ach, wie schön reimt sich das Alles! Der schwarzlockige Nachbar vergleicht seine schwarzlockige Nachbarin mit den Rosen, die vor ihrem Fenster stehen. Die Rosen vor dem Fenster, obgleich sie so schön blühen — sagt der Nachbar — seien doch welk und farblos gegen die Rose, die hinter dem geschlossenen Fenster weilt und so an-

muthig, so liebenswürdig, so reizend ist, daß sie sein Herz gleich beim ersten Anblick gefesselt; und sein einziger Wunsch ist nur — sagt ferner der Nachbar — daß die Rose hinter dem Fenster an seiner Brust ruhen könnte. Wie gesagt, das reimt sich Alles. **Amie, chérie; gloire, victoire; coeur** und **bonheur** wechseln auf's schönste ab. Wer kann da widerstehen? Dazu kommt noch, daß am Schlusse des Gedichtes zwei verschlungene Hände sehr zierlich gezeichnet sind. Zwei verschlungene Hände, welch' ein guter Gedanke!

Wie sie nun, Abends heimgekehrt, die Thüre ihres Zimmers öffnen will, kommt der Nachbar mit der ausgelöschten Kerze und bittet, dieselbe an der brennenden seiner freundlichen Wandnachbarin anzünden zu dürfen. Nun entspinnt sich eine Unterhaltung, aus der hervorgeht, daß der Nachbar ein Maler ist. Er bittet sie, ihm einmal zu sitzen, da sie so schöne Augen, einen so herrlichen Mund, einen so ungewöhnlich schönen Wuchs habe, und überhaupt so ungewöhnlich schön sei, daß sie nicht zu lieben schändlich wäre. Er brauche gerade, versichert er, eine Göttin für ein neues Bild; seine Nachbarin solle ihm als Modell zu dieser Göttin dienen. Der Nachbar ist so hübsch; er spricht so

gewählt, so geistreich und will aus ihr eine Göttin machen. Wer kann da widerstehen? Dabei denkt sie immer an die verschlungenen Hände, an **amie** und **chérie**, an **coeur** und **bonheur**, an **gloire** und **victoire** und an die anderen süßen Reime, die er mit zierlicher Hand geschrieben und scheint gar nicht zu merken, daß während sie in der Unterhaltung mehrere Schritte rückwärts gegangen, er eben so viel Schritte vorwärts gethan und sich nun in ihrem Zimmer befindet, wo der Raum so viel Mangel leidet, daß die vier Wände derselben sich gegenseitig zu zerquetschen drohen.

Endlich verabschiedet man sich mit herzlichen Grüßen und mit mehreren, lang anhaltenden Händedrücken. Am andern Morgen eine vertraute Unterhaltung am Fenster und höchstens nach einigen Tagen die innigste Freundschaft. Was trennt aber das Glück Beider? Eine dumme Wand, eine einfältige Thüre, die in dieser Wand sich befindet. Man beschließt nach vielem Unterhandeln, diese gemeinschaftliche Thüre zuweilen zu öffnen. Die Thüre wird geöffnet; man vergißt aber, sie wieder zu schließen und — das Mädchen ist eine Grisette.

Ich weiß nicht, wie viel Grisetten in Paris sind. Man spricht von dreißig, ja, von vierzig

Tausend. Am häufigsten sind sie wol im Quartier latin, wo die Sorbonne, die Ecole de medecine und das College de france sich befinden. Es gibt wenig Studenten, die sich nicht in den Armen der Grisetten von den Strapazen der Wissenschaften erholten. Fast jeder Student lebt in wilder Ehe. Dieses wilde Eheleben wird in Paris **Vie de Bohême** genannt und ist nicht ohne jene Poesie, die der Jugend so sehr zusagt. Daß dieser Poesie oft allzusehr auf Kosten der Wissenschaft gehuldigt wird, versteht sich von selbst. Die Institutionen und die Pandekten, die Anatomie und die Pathologie werden gar häufig vergessen an dem Busen der schwarzäugigen Grisette, die der Gelehrsamkeit durchaus nicht zugethan ist. Man kann überhaupt für die Wissenschaft nicht viel thun, wenn das Buch, aus dem man seine Wißbegierde nähren soll, auf den Knieen eines Mädchens liegt; man ist dann viel mehr mit dem Pulte als mit dem Buche beschäftigt. —

Die Grisette, die in dem Quartier latin lebt, unterscheidet sich von ihren anderen Mitschwestern durch ein gewisses burschikoses Wesen. Es gibt viel bemooste Häupter unter ihnen. Wenn man Abends das Café Valois auf der Rue Dauphiné besucht,

kann man sie zu Dutzenden sehen. Das Café Valois ist eines der besuchtesten Studenten-Kaffeehäuser. Hier bringen die jungen Priester der Wissenschaft Abends ihre Grisetten mit, welche, die dampfende Zigarre im Munde, entweder am Billardtische ihre Virtuosität probiren, oder auf dem Schooße ihrer, vom Maire des dreizehnten Arrondissements (Paris hat bekanntlich deren nur zwölf) getrauten Männer dem Grogglase zusprechen und die Unterhaltung beleben, die so ungezwungen ist, daß sie bei viel größerem Zwang immer noch sehr ungezwungen wäre. Durch aufmerksames Anhören derartiger Unterhaltungen kann man viele Ausdrücke lernen, vor denen das prüde Wörterbuch der Akademie sich die Ohren zuhält.

Die Grisette ist in der Regel ihrem Geliebten sehr treu und, da sie eben so gutmüthig als leichtsinnig, der größten Aufopferung fähig. Die Grisette ist aber auch sehr eifersüchtig und sie verzeiht ihrem Geliebten Alles, nur nicht die an ihr begangene Untreue. Sie gibt ihm uneigennützig ihr Herz; sie will aber auch das seinige ungetheilt besitzen.

Die Eifersucht der Grisetten führt oft sonderbare Scenen herbei; eine solche sonderbare Scene

hat sich an einem Novembermorgen vorigen Jahres in der Rue La Harpe zugetragen. Aus dem sechsten Stockwerke eines Hauses auf dieser alten, engen, schmutzigen Straße, die im Quartier latin liegt, tönte an jenem Morgen ein solch' wildes Schreien, ein solches Toben und Schelten, daß die Vorübergehenden stehen blieben und Gruppen bildeten. Es dauerte nicht lange, so öffnete ein Mädchen das Fenster und herunter flogen Tische, Stühle, Flaschen, Gläser, Kaffeetassen und andere Hausgeräthe, so daß die Gruppen von diesem Ungewitter fast erschlagen worden wären. Vergebens rief man ihr zu, mit dem Segen einzuhalten. Als alles Zurufen und Ermahnen nichts helfen wollte, drang man in ihr Zimmer und hier vernahm man von dem Bette ein dumpfes Stöhnen. Nur mit Gewalt konnte man sich dem Bette nähern, so sehr wehrte das Mädchen die Eindringlinge von demselben ab. Als es gelungen war, die Wüthende bei Seite zu schieben, sah man, daß das dumpfe Stöhnen von einem Menschen herrührte, der sich im Bette wälzte und im strengsten Sinne des Wortes in das Betttuch eingenäht war. Man trennte den leinenen Kerker auf und der Halberstickte, ein Student, athmete schweißtriefend wieder auf. Die

Grisette, die Alles für ihn geopfert, die durch den Fleiß ihrer Hände das Möbel angeschafft und mit seltener Treue an ihm gehangen, hatte sein intimes Verhältniß zu einem andern Mädchen entdeckt und ihn, während er schlief, aus Rache in das Betttuch eingenäht, in welchem er vielleicht den Athem für immer verloren hätte, wenn die Eifersüchtige durch ihre Raserei nicht die Aufmerksamkeit der Menge herbeigeführt hätte. —

Es gibt gewisse Rangstufen im Grisettenstande. Ihr höherer oder niederer Rang besteht aber nur in ihrer geringern oder größern Entfernung von der Tugend. Es gibt Grisetten, die der Tugend bloß den Rücken gekehrt, ihr aber noch sehr nahe stehen; es gibt aber auch Grisetten, die mit dem Laster schon so befreundet sind, daß sie sich kaum erinnern, je die Tugend gekannt zu haben. Jene stehen nur eine Stufe tiefer als das sittliche Weib, diese kaum eine Stufe höher als das unsittlichste. Zwischen beiden Extremen befindet sich der eigentliche **tiers état**, die große Mehrheit, der Kern des Grisettenthums, von dem hier die Rede ist.

Die Grisette hat viel Eigenthümlichkeiten. Unter diese gehört besonders die außerordentliche Sorgfalt, die sie auf ihre Chaussure verwendet. Ihr

Fuß beschäftigt sie mehr als ihr Kopf und sie kokettirt mehr mit jenem als mit diesem. Die Grisette geht nicht, sie hüpft nur; und wenn sie über die Trottoirs der Boulevards eilt, geschieht dieß mit solch' anmuthig-leichten Schritten, daß man glaubt, sie schriebe mit ihren Füßchen ein flüchtiges Billet doux auf den Asphalt. Die Grisette besitzt die große Kunstfertigkeit, während des schmutzigsten Wetters halb Paris zu durcheilen, ohne daß der Schnee ihrer blendendweißen Strümpfe auch nur durch das allergeringste Fleckchen verunziert wird. Die Grisette hält auf die Unschuld ihrer Strümpfe viel mehr, als auf die Unschuld ihres Herzens, und nichts reizt ihren Unwillen so sehr, als wenn ein ungeschickter Fuß den ihrigen verunreinigt. Daß sie nie versäumt, die Schönheit ihres Fußes zu zeigen, kann man sich leicht denken. Sie ist in dieser Beziehung durchaus nicht geizig, nicht einmal sparsam. Sie zeigt nicht bloß den schönen Fuß, sondern auch wo das Halbstiefelchen anfängt und so viel von dem Strumpf, als nöthig ist, um einem schwachen Auge wohlthätige Schmerzen zu verursachen. —

Die Pariser Grisetten-Füßchen erregen besonders die Bewunderung der Ausländer, und schon

mancher Gelehrte, der nach Paris gekommen, um auf der großen Bibliothek seltene Manuscripte zu studiren, hat sein Studium diesen Füßchen zugewendet. —

Tanzen ist das erste und letzte Vergnügen der Grisette. Für sie ist eigentlich das ganze Leben nur ein Tanz, eine wilde Polka, ein frivoler Cancan, und ihr Dasein hätte keinen Reiz für sie, wenn sie nicht die Hälfte desselben wegtanzen könnte. Im Tanze zeigt die Grisette ihr Talent, ihre Grazie, ihren Geist. Die beste Tänzerin sein, heißt für sie, die Beste von den Besten sein. In einer Polka Beifall erregen, in einem Galop sich hervorthun, ist ihr Stolz, ist die Befriedigung ihres größten Ehrgeizes. Für die Grisette hat die Zeit nur Minuten, höchstens Stunden; über eine Stunde hinaus rechnet sie nicht und es ist ihr gleichgültig, was der nächste Morgen geben oder nehmen mag. Sie hält den Leichtsinn für den Sinn des Lebens und den Ernst für den größten Unsinn; deßhalb tanzt sie so gern. —

Ich weiß nicht, was die Encyklopädie von Ersch und Gruber über die Bildung der Grisetten sagt; so viel ist gewiß, daß die meisten Gelehrten, die über die Grisetten geschrieben, immer behauptet

haben, daß sie, die Grisetten nämlich, die Orthographie auf's grausamste verstümmelten. Diese Behauptung ist aber eben so unwahr, wie viele andere Behauptungen, welche die Gelehrten aufstellen. Es mag wahr sein, daß unter den vielen Tausend Grisetten zuweilen ein Blaustrumpf auftaucht und mit grausamer Feder in drei Zeilen einem Dutzend Worte die Glieder verrenkt; es mag wahr sein, daß solch' ein blaues Ungeheuer einen **étudiant**, der ihr nichts zu Leide gethan, in zwei Hälften spaltet und aus ihm einen **étud diang** macht, oder daß sie ein **rendez-vous** in ein **rang de vous** verdrittheilt: aber das sind seltene Ausnahmen, über die jeder nur halbwegs humane Gelehrte stillschweigend hinweggehen sollte, da er der Wissenschaft gar keinen Dienst damit erweist.

In der Regel schreiben die Grisetten schon deßhalb nicht unorthographisch, weil sie, wie bereits erwähnt, gar nicht schreiben können und darin liegt auch vielleicht der Grund, daß noch keine Grisette gegen die oberflächliche Behauptung jener Gelehrten geschrieben hat. Ich sage: vielleicht; denn es ist noch eine große Frage, ob es unter den vielen Tausend Grisetten eine einzige gibt, welche, wenn sie auch schreiben könnte, die Ortho-

graphie für so wichtig hielte, um unwillig zu werden, wenn man ihr vorwürfe, die Gesetze derselben übertreten zu haben, ihr, die so manches Gesetz übertritt! Wie viele Tugenden kann überhaupt ein Weib besitzen, wenn ihm auch die orthographische abgeht! Die römischen Historiker erzählen einstimmig, daß die Mutter der Gracchen nicht orthographisch schreiben konnte und Plutarch versichert, daß Xantippe sich niemals eines Schreibfehlers habe schuldig gemacht; und gewiß wird jeder Mann eher mit einer unorthographischen Cornelia, als mit einer orthographischen Xantippe leben wollen.

Dieß zur Vertheidigung der Grisetten und zur Beschämung der Gelehrten.

Hat nun die Grisette einen natürlichen Widerwillen gegen Feder und Tintenfaß, so kann man doch nicht sagen, daß sie in gleichem Grade der Lektüre abgeneigt ist; ja, man muß ihr sogar nachrühmen, daß sie in dieser Beziehung nicht so planlos und zerfahren ist, wie so manche verbildete und überbildete Menschen, welche ganze Bibliotheken verschlucken und dem Geiste keine Zeit zur Verdauung lassen. Die Grisette liest fast nur einen einzigen Schriftsteller; aber diesen Schriftsteller weiß sie fast auswendig, fast eben so auswendig,

wie unsere deutschen Gymnasiasten, bei denen er sehr oft den Horaz und Homer verdrängt. Dieser Schriftsteller heißt Paul de Cock.

Paul de Cock kennt die Naturgeschichte des Grisettenthums wie kein Anderer. Er kennt alle großen und kleinen Launen, alle Freuden und Leiden, alle Tugenden und Untugenden der Grisetten und kein Schritt ist ihm unbekannt, den sie auf ihrem verworrenen Lebensgange machen. Seine unsterblichen Werke sind eine Bildergallerie, in der jede Grisette ihr sprechend ähnliches Konterfei findet. Deßhalb liebt ihn die Grisette und verehrt ihn als den größten Dichter Frankreich's, obgleich er nicht Mitglied der Akademie ist.

Paul de Cock ist der Frauenlob der Grisetten, und wenn er einst stirbt, werden sie ihn vielleicht auf ihren Schultern zu Grabe tragen, wie es vor mehr als einem halben Jahrtausend die Mainzer Jungfrauen mit dem deutschen Meistersänger gethan. In diesem Falle wird aber sein Leichenzug viel größer sein, als der des deutschen Meistersängers, da Paris mehr Grisetten, als Mainz Jungfrauen besitzt. —

Mehrere deutsche Schriftsteller haben dem wohlbegründeten Ruf der deutschen Gründlichkeit einen

harten Stoß gegeben, indem sie die Pariser Grisetten mit deutschen Nähmädchen verglichen. Welch' ein Vergleich! Die deutschen Nähmädchen sind sentimentale, tugendhafte, blonde, gebildete Wesen, die eine Vorliebe für moralische Räubergeschichten haben und für edle, aber unglückliche Banditen schwärmen, für jene edle Banditen, die im Kampfe mit dem ungerechten Schicksale stehen und gebrochenen Herzens die Koffer von den Wagen schneiden. Die deutschen Nähmädchen sind Encyklopädistinnen. Sie lesen Spieß, Leibrock, Clauren; aber sie lesen auch Zschokke, Hoffmann und Spindler, und die Romane von Walter Scott und die Romane von Eugène Sue und die Romane von Alexander Dumas. Sie befassen sich mit der Weltliteratur; sie sind Universalleserinnen. Sie deklamiren Bürger's Leonore und wissen die schönsten Stellen der Jungfrau von Orleans auswendig. Außerdem sind sie höchst sittsame Geschöpfe, die ein unschuldiges Verhältniß mit dem Mond haben, oft erröthen, zuweilen sogar Verse machen und niemals witzig sind. Von allen diesen Tugenden besitzt die Grisette nichts, nicht einmal den Mangel an Witz. Die Grisette ist witzig und sie gibt dem Witze die Freiheit, sich so viel Freiheit zu nehmen als er will.

Auf die unpassendste Frage weiß sie die passendste Antwort zu geben, und sie besitzt mehr Talent, in Verlegenheit zu bringen als zu gerathen.

Man darf die Grisette nicht mit der Lorette verwechseln. Die Grisette schenkt ihr Herz an den Wenigstfordernden; die Lorette verkauft es an den Meistbietenden. Die Grisette will einen Arm, in den sie sich vertrauungsvoll hängen mag; die Lorette will eine Equipage, um in deren Polstern durch die Straßen von Paris zu fliegen. Die Grisette ist eine Freundin der Armuth und der Armen und sie opfert Alles, wo sie Aufopferung sieht; die Lorette aber läßt jeden reichen Mann auf ihre Gunst abonniren und der reichste Abonnent ist ihr der liebste. Es gibt viele Loretten, die sehr viel Abonnenten haben; es gibt aber keine einzige unter ihnen, die nicht noch mehr haben möchte.

Die Grisette wohnt selbst in den allerärmsten Stadttheilen, wo die Tugend und die Noth oft in einem Dachstübchen verborgene Thränen weinen; die meisten Loretten aber wohnen in dem reichsten Quartier von Paris, in der Rue Lafitte, in der Rue de la Chaussée d'Antin und in den benachbarten Straßen, deren Mittelpunkt die kokette Kirche Notre Dame de Lorette bildet. Die Grisette liebt

ein aufrichtiges Herz; die Lorette aber liebt die Haute finance, die jüdischen Christen und die christlichen Juden, die Alles, nur nicht das Gold für eine Chimäre halten und an denen nichts Respekt verdient, als ihre Wechsel.

Die Grisette steht also moralisch viel höher, als die Lorette und gerade um so viel höher, als die Lorette durch äußern Glanz über ihr steht. Es geschieht zuweilen, daß die Grisette Lorette wird, was so viel heißt: als mehrere Stufen hinaufsinken. Die Grisette muß viele Tugenden ausziehen bis ihr die seidenen Kleider passen, durch die ein Frankfurter Jude, dessen Stimme auf der Pariser Börse einen guten Klang hat, ihre Gunst zu erwerben oder sich zu erhalten glaubt.

Wie das Geld ein Kosmopolit ist, so ist die Lorette, die nichts so sehr liebt als das Geld, eine Kosmopolitin. Die Lorette hat kein spezifisches Nationalgefühl. Im Gegentheil, sie sucht jene Nationen am meisten auf, die der französischen am widerwärtigsten, nämlich die Engländer und die Russen. Die Grisette aber ist eine beschränkte Französin, die auf dem patriotischen Standpunkte steht. Ein armer, junger, schöner Franzose ist ihr lieber, als ein reicher, alter, häßlicher Nichtfranzose.

Was die politische Gesinnung betrifft, so ist die Grisette durchaus demokratisch, während die Lorette durchaus aristokratisch ist. Manche Grisette hat schon an der Seite ihres Geliebten auf den Barrikaden gekämpft; die Lorette kämpft aber nicht auf den Barrikaden, weil keiner ihrer Geliebten dort zu finden ist.

Die Grisette hat keine große Vergangenheit, wenn sie Grisette wird; von der Unschuld zum Grisettenthum ist nur ein Schritt, ein Fehltritt. Zwischen der Unschuld und dem Lorettenthum aber gähnen Klüfte und Abgründe. Die Lorette hat bei ihrem Eintritt in's Lorettenthum oft ganze historische Epochen hinter sich.

Die Lorette steht gewöhnlich schon im Sommer ihrer Jahre; sie muß daher die Zeit benutzen, ehe der Spätsommer ihr mit unartig deutlichen Zügen den Geburtsschein in's Gesicht schreibt. Ihr einziger Vorzug ist die Jugend; wenn sie sich während derselben die Zukunft nicht sichert, so haben alle ihre früheren Siege nur dazu gedient, ihr, die nicht zu arbeiten gewohnt ist, das Elend noch fühlbarer zu machen, das in späteren Jahren ihrer wartet. Es gibt aber nur Wenige unter ihnen, die sich mit der Zukunft beschäftigen; es gibt nur Wenige unter

ihnen, denen es gelingt, von einem ihrer reichen Anbeter sich eine Rente verschreiben zu lassen, oder ihn gar zu einem legalen Bündniß zu bewegen. Die Meisten müssen dann zu einem Gewerbe greifen, das keine Annehmlichkeit des frühern besitzt. Sie fahren dann nicht mehr in Karossen und wohnen in keinem chambre garnie auf der Rue St. Georges oder der Rue Mogador, und sie tragen keine seidenen Kleider und keine indischen Shawls. Ein buntes Tuch um den Kopf gewickelt, einen Korb Orangen vor der Brust stehen sie dann vor den Schauspielhäusern, oder gehen durch die Straßen und schreien Kunden für ihre Früchte herbei. Manches Weib bietet jetzt Schollen und Makarelen feil, das vor einem Jahrzehend den Pariser Löwen die goldenen Mähnen abgeschnitten und durch ihre schmachtenden Blicke unzählige Ehefrauen zur Verzweiflung gebracht hat, und sie hat von allen ihren Siegen nichts, gar nichts gerettet, als faule Fische und das alternde Haupt.

In Paris hat die Liebe eine außerordentliche Scheu vor dem Altar, vor dem priesterlichen Segen. Amor arbeitet hier nicht gern dem Gott Hymen in die Hand, sondern spielt ihm einen tollen Streich nach dem andern. Er ist nicht nur ein Freund

der wilden Ehen, sondern er verwildert auch die Ehen, wo er kann; und wahrlich! er kann viel. Man gibt hier der Liebe so viel Kredit, daß man sich arm geborgt, wenn man in die Ehe tritt. Die Pariser Männer heirathen oft dann erst, wenn ihr Herz schon bankrott gemacht, oder eben im Begriff ist, die Zahlung einzustellen. Mancher junge Ehemann hat einen zehnbändigen Lebensroman hinter sich, in welchem Schauspielerinnen, Tänzerinnen, Loretten, **femmes entretenues** und reizende Halb- und Vierteltugenden verwickelte Rollen gespielt; sobald das junge Weib dieß merkt, fängt sie, wenn sie die Rache für ein süßes Gefühl hält, ebenfalls einen Roman an, der oft noch bändereicher und verwickelter wird, als der ihres Gatten.

IX.

Der Präsident der Republik.

Es lebt kein bedauernswürdigerer Mensch in ganz Frankreich, als dieser Ludwig Napoleon. In der bewegtesten Zeit an die Spitze des lebhaftesten Volkes berufen, hat er kein anderes Talent für diesen schwersten Posten mitgebracht, als den Klang eines großen Namens, den er durch zwei welthistorische Thorheiten: „Straßburg" und „Boulogne" lächerlich gemacht. Er ist grenzenlos eitel dieser Neffe seines Onkels, so eitel, daß er noch immer zu regieren glaubt, während er doch von den Parteien willkürlich regiert wird.

Er weiß noch immer nicht, daß gerade seine flache Unbedeutendheit es war, die ihm die Präsidentenwürde verschafft. Die Parteien wollten ihn nur als Nothbrücke gebrauchen, als einen Klotz,

den man über die brausende revolutionäre Strömung warf; und während die Partei, welche vor den äußersten Consequenzen der Revolution nicht zurückschreckte, über dieser Nothbrücke auf den Weg zur wahren Republik zu gelangen glaubte, meinte die andere, die von der Februar-Katastrophe überrascht und erschreckt wurde, mit Hülfe dieser Nothbrücke gefahrlos auf den alten monarchischen breitgetretenen Weg zurückgehen zu können. Hätte dieser Ludwig Napoleon nur einiges Bewußtsein von der Kraft und der Zukunft der verschiedenen Parteien gehabt, er würde sich der gemäßigt republikanischen Partei angeschlossen haben und mit derselben gegangen sein. Statt dessen aber verleiteten ihn seine Napoleon'schen Herrschgelüste, der reaktionären Partei so oft Conzessionen zu machen, bis sie ihn ganz in ihrer Gewalt hatte und mit ihm gegen die Republikaner manövriren konnte. So steht er nun zwischen falschen Freunden und erklärten Feinden und kann keinen Schritt thun, ohne einen Fehltritt zu begehen. Er hat keine Partei mehr; denn selbst die Bonapartisten haben ihn unwillig verlassen, da er sie kompromittirt, da er sie durch seine Albernheiten lächerlich gemacht.

Ja, dieser Ludwig Napoleon ist grenzenlos

unbedeutend; aber er hat etwas von seinem großen Oheim geerbt; es ist der tyrannische Tik, die Begierde, das Volk **en canaille** zu behandeln. Ludwig Napoleon hat, man mag sagen was man wolle, seine Brumaire-Gelüste; aber um solche Gelüste befriedigen zu können, muß man andere Lorbeeren mitbringen, als diejenigen, die man in Straßburg und Boulogne gepflückt. Seit dem Antritt seiner Präsidentenwürde zeigt er unverholen, daß ihm die Gemächer in dem Elysée zu enge sind; er möchte gern in die Tuilerien einziehen; aber es ist wahrscheinlich, daß er seine jetzige Wohnung nicht verlassen wird, ohne Frankreich zu verlassen.

Ludwig Napoleon hat etwas mit großen Männern gemein, die Finanznoth nämlich. Diese Noth wird denn auch von den Fürsten der Börse trefflich ausgebeutet. Gewohnt, als Dandy zu leben und Frauengunst mit schwerem Golde aufzuwiegen, muß der Neffe Napoleon's den Fürsten im **Palais de la Bourse** schön thun, damit sie seine Wechsel respektiren, vor denen man in Paris eben nicht sonderlich viel Respekt hat. Herr Achilleus Fould weiß am besten, wo den Präsidenten der französischen Republik der Schuh drückt. Herr Fould hat den Präsidenten Ludwig Napoleon schon oft von den

drückenden Schuhen befreit; dafür muß aber auch der Präsident nach der Pfeife des Herrn Fould tanzen und es sind wahrlich keine angenehmen Straußischen Walzer, die ihm Herr Achilleus vorpfeift.

Ludwig Napoleon lebt im Elysée wie ein Sardanapal, und es fallen in diesem Palais oft Romane vor, die, wenn sie gedruckt wären, keinen anständigen Leser fänden.

In diesen Romanen, die ich in mehreren gutunterrichteten Kreisen gehört, spielt Miß Howard eine sehr bedeutende Rolle.

Miß Howard machte vor der Februarrevolution allabendlich in den Straßen London's lange Promenaden, um Männer zu finden, die für einige Schillinge Reue kaufen wollten. Ich weiß nicht, ob ihr Geschäft bei der großen Konkurrenz sich sehr gut rentirte; gewiß ist, daß es ihr dabei an Fleiß und Ausdauer nicht gefehlt hat. Ein Master B***, der sich mit der Rechtschaffenheit wegen ihres unbefugten Einmischens in Geldangelegenheiten längst überworfen hatte, machte die Bekanntschaft der Miß wie einst Sokrates die Bekanntschaft des Alzibiades gemacht, auf der Straße nämlich, und in der Absicht, ihr Unterricht in der Philosophie zu ertheilen. Er sah gleich, daß aus ihr viel mehr zu machen

sei, als sie selbst aus sich zu machen verstanden. Er schaffte ihr eine fürstliche Toilette an, setzte sie in eine herrliche Equipage und ließ sie durch Hyde Park fahren. Die Londoner Löwen geriethen in Bewunderung und nach kurzer Zeit hatte sie eine Schaar reicher Anbeter. Mehr wollte Master B*** nicht. Er hielt seinen Plan jetzt für reif genug, um ihn zur Ausführung zu bringen. Master B*** errichtete ein Spielhaus und ließ in demselben von Miß Howard die Honneurs machen. Unter den Spielern, die Master B***'s prachtvoll eingerichtete Hölle besuchten, befand sich auch Ludwig Napoleon. Der Neffe des Siegers von Austerlitz lernte Miß Howard kennen und entzündete sein Herz an ihren kunstgeübten Blicken. Miß Howard, die mit der Diana nichts gemein hatte, als die Liebe Jagd zu machen, ließ Ludwig Napoleon's Herz nicht unbefriedigt brennen. Sie suchte den Heros von Boulogne immer tiefer in ihr Netz zu bringen, und er wußte nichts Besseres zu thun, als in diesem Netze zu zappeln. Da kommt die Nachricht von der Flucht Ludwig Philipp's, von der Proklamirung der Republik Frankreich. Ludwig Napoleon verläßt London und wird nach einigen Monaten Präsident der französischen Republik.

Als Präsident der französischen Republik ist es eine seiner ersten Angelegenheiten, Miß Howard nach Paris einzuladen. Die Miß kommt; aber sie kommt nicht allein. Ihr würdiger Freund B*** ist bei ihr. Das ist dem Präsidenten der französischen Republik, der den Master B*** als eine Spottgeburt von Dreck ohne Feuer kennt, sehr unangenehm. Indessen läßt er sich's gefallen. Aber Master B*** wird immer anspruchsvoller, immer zudringlicher und zeigt sich durchaus nicht geneigt, des Präsidenten freundlichen Einladungen, Paris zu verlassen, ein geneigtes Ohr zu schenken. Da kommt Ludwig Napoleon auf den Einfall, den lästigen Engländer, als einen der französischen Republik höchst gefährlichen Menschen, aus Frankreich verweisen zu lassen. Master B*** wird als ein der französischen Republik höchst gefährlicher Mensch von Herrn Carlier ausgewiesen und Ludwig Napoleon athmet freier an dem Busen der Miß. Die Miß aber, die von den welthistorischen Rollen gehört, die ihre Geschäftsgenossinnen einst in Frankreich gespielt, will nun ebenfalls an der Politik Theil nehmen. Die Siege der Pompadour und der Dubarry lassen sie nicht schlafen. Wirklich fängt sie auch an, sich in Staatsangelegenheiten so sehr

zu mischen, daß der Kriegsminister sich veranlaßt sieht, dem Präsidenten ernstliche Vorstellungen zu machen und ihm rundweg zu sagen: „**C—z avec qui vous voudrez, mais que vos maîtresses ne se mêlent de la politique.**“ Das ist eine große Verlegenheit. Dazu kommt noch, daß der sehr ehrenwerthe Master B*** in einem lakonisch stylisirten Briefe von dem Präsidenten die Miß Howard oder die Summe von 75,000 Franken begehrt, wenn er das Geld oder die Miß nicht umgehend erhalte, würde er die von Ludwig Napoleon in England vollbrachten Großthaten der Oeffentlichkeit übergeben. Der Präsident erkauft das Stillschweigen B***'s für 75,000 Franken.

Als dieser bittere Kelch vorüber ist, kredenzt ihm Miß Howard einen andern. Die Miß begehrt nämlich von dem Vasallen ihres Herzens, ihr den Zutritt in seine Soiréen zu gestatten. Als er das abschlägt, umgürtet sich die Miß mit dem ganzen Stolze ihres England's und reist plötzlich nach Deutschland. Fort ist sie. Aber dem Präsidenten, der ihre Fesseln zu tragen gewohnt ist, wird die Freiheit unerträglich; er beauftragt daher seinen Bureau-Chef und vertrauten Freund Mocquard, ihr nachzureisen und sie um jeden Preis wieder zurück

zu bringen. Mocquard reist plötzlich von Paris ab und, wie es in einigen Zeitungen und in manchen hohen Kreisen heißt, in einer geheimen und sehr wichtigen Mission. Mocquard kommt nach Deutschland und findet die Miß bei Master B***. Nun werden Unterhandlungen eröffnet und nach vielen Bitten und Versprechungen gürtet sich die Miß den Stolz ihres England's wieder ab und kommt nach Paris zurück, wo sie ein Hotel in der Nachbarschaft des Elysée bewohnt.

Ludwig Napoleon hat zu seinem Unglück auch nicht die geringste Aehnlichkeit mit seinem Oheim. In seinem Gesicht ist nichts bedeutend als das Unbedeutende. Er gleicht einem österreichischen Korporal und wenn man ihn sieht, denkt man mehr an seine Thorheiten, als an die Heldenthaten seines Onkels. Als ich ihn zum ersten Male in den Champs elysées sah, rief ein Franzose, der ihn ebenfalls früher nicht gesehen: „**Mon dieu, mon dieu, a-t-il l'air bête, ce pauvre président!**“ worauf ein Anderer bemerkte: „**Que voulez-vous? Il n'est pas hypocrite!**“

X.

Der größte Blagueur in Paris.

Blagueur! — Man wird dieses Wort vergebens in einem französischen Wörterbuche suchen; denn es gehört nicht zur weißen Wäsche der französischen Sprache und die Akademie, die sehr auf holländische Reinlichkeit hält, hat es daher nicht aufgenommen. Dennoch ist es ein Wort, das jeder Franzose fast jede Minute im Munde führt. **C'est un blagueur! C'est une blague! il blague!** kann man in Paris jeden Augenblick hören. Jeder Franzose ist ein Blagueur; aber nur der Franzose ist es. Daher läßt sich das Wort nicht erschöpfend im Deutschen wieder geben, weil jedes Volk eher Blagueur besitzt, als das deutsche.

Blaguer heißt eigentlich blauen Dunst machen. Nun, das könnten wir Deutsche zur Noth auch.

Aber das Wort drückt zugleich die Art aus, wie man diesen Dunst bereitet und in dieser Bereitungsart sind die Franzosen Meister. Die Berliner sind gewissermaßen auch Blagueur; aber der Berliner Blagueur verhält sich zum französischen Blagueur wie sich der Berliner überhaupt zum Franzosen verhält. In dem blauen Dunst, den der Franzose macht, schwebt die Grazie; aus dem blauen Dunst der Berliner aber widert uns die Eckenstehergemeinheit an.

Als ich mich bei meiner Ankunft in Paris einem der Friseur auf dem Boulevard des Italiens zur Verschönerung übergab, fuhr der Haarkünstler, bedenklich den Kopf schüttelnd, in dem meinigen herum. Er schien so sehr bestürzt, daß ich ihn erschrocken fragte, ob er irgend ein haarsträubend Unglück in meiner Frisur entdeckt habe. Er sagte mir hierauf, daß mein Kopf auf eine schreckliche Weise vernachlässigt sei, und als ich ihm versicherte, daß erst vor einigen Tagen einer seiner Kollegen seine Kunst daran probirt, antwortete er: **N'importe! celui qui vous a arrangé les cheveux n'est pas philocome.** Er sagte darauf, daß er nicht nur **philocome**, sondern **le plus philocome** sei. Alles, was er nun mit meinem geplagten Kopfe anfing,

geschah zu Nutz und Frommen der Philocomie. Er goß mir **eaux philocome** auf's Haar und nannte mir einen berühmten Chemiker, dem es nach sehr langen nächtlichen Studien und dem tiefsten Nachdenken gelungen, dieses haarliebende Wasser zu erfinden, das zwar sehr theuer sei, aber wegen seiner unzählbaren Tugenden nicht theuer genug bezahlt werden könne. Der Mann entwickelte eine solche Beredsamkeit und brauchte dabei solche originelle, rhetorische Figuren, daß ich eben so wenig müde wurde ihn zu hören als er zu sprechen. Er ließ sich aber seine Philocomie und seine rhetorischen Blumen theuer bezahlen. Als ich einem Franzosen von diesem Friseur erzählte, sagte er: **C'est un blagueur!**

Man kann in Paris keinen Schritt gehen, ohne auf eine Blague zu stoßen. In einer Kneipe, wo man für achtzehn Sous dinirt, hört man von einer Dame de Bureau sprechen. Diese Dame ist aber nichts mehr und nichts weniger, als die Köchin, und das Bureau ein, auf einem Küchentische liegendes Brett mit einem Bogen Papier, auf welchem sie die eingehenden Sousstücke zusammen addirt. Für die kleinsten und gemeinsten Dinge erfinden sie die größten und wohlklingendsten Namen. Ku-

geln, die aus Sägespänen und Kolophonium bestehen, um das Anzünden des Holzes zu erleichtern, nennen sie **boulets pyrophiles** und Bäder, in denen nichts anderes ist, als unschuldiges Wasser, heißen sie: **Bains hydropathiques.**

Unsere deutschen Philosophen beuten für ihre abstraktesten Abstraktionen nicht so sehr die antiken Sprachen aus, als die Franzosen für die allerordinärsten Gegenstände.

Der Franzose nennt die Dinge nicht gern bei'm rechten, d. h. bei'm einfachen Namen; er liebt vierspännige Worte, parademachende Redensarten. Ich sah jüngst einen Rattenfänger die Boulevards durchwandeln. Auf dem Rücken trug er einen Kasten, aus welchem ein hoher Galgen emporragte. An diesem Galgen baumelte ein halbes Dutzend ungeheurer Ratten. In dem Kasten lag das Gift, dessen Schärfe ihnen den Lebensfaden abgeschnitten; auf dem Kasten aber stand eine große Kriegserklärung gegen die Bestien. **Pas de prison! Guerre implacable aux rats!** begann diese Kriegserklärung; sie fuhr in rhetorisch geblümtem Style gegen diese widerwärtigen Nagethiere fort und schilderte in pompösen Redensarten so sehr die tödtlichen Eigenschaften dieses Giftes, daß man bei

der Lektüre eine Gänsehaut bekam. **Quelle blague!** riefen die Franzosen, als sie diesen Rattenfänger mit den sechs vierfüßigen Opfern seiner menschenfreundlichen Mordlust erblickten: aber sie gingen hinter ihm her und lasen die Kriegserklärung zu Ende.

In einer so ungeheuern Stadt wie Paris ist es eine große Kunst, sich bemerkbar zu machen, und diese Kunst erfordert eine gewisse Charlatanerie. Müssen aber selbst Gelehrte und Künstler hier mehr oder minder vom Charlatan borgen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, so muß auch jeder Charlatan gewissermaßen Künstler sein. Er muß in seinem Fache eine gewisse Meisterschaft besitzen und sie mit so vieler Virtuosität als möglich ausposaunen können; er muß die Menge anzulocken, er muß sie angenehm zu fesseln wissen. Mit einem Wort: er muß ein Blagueur sein.

Es war an einem Sonntag, als ich zum ersten Male die Champs elysées besuchte. Das schöne Wetter hatte eine solche unübersehbare Menschenmenge herbeigelockt, daß man sich fast jeden Schritt erobern mußte. Ich wollte den Arc de Triomphe de l'Etoile sehen, jenen herrlichen Siegesbogen, in welchem die Kunst den welterobernden Kaiser ver-

ewigt hat. Als ich nun an die Avenue des Champs elysées gelangte, fand ich einen undurchdringlichen Menschenknäul, der neugierig nach einem Punkte gaffte. Ich strengte meine Ellenbogen an und sah bald, daß der Gegenstand dieser Neugierde ein junger Mensch war, der, einen hellen Burnuß mit goldener Stickerei um die Schultern und einen Fez auf dem Kopfe, in einem Wagen stand und den Honig seiner Suade in die horchenden Ohren des Publikums fließen ließ. Er sagte, daß er eine neue Art Bleifedern erfunden, die an Vorzüglichkeit alle Bleifedern überträfen, die je der menschliche Erfindungsgeist in's Dasein gerufen. Er nahm eine solche Bleifeder in die Hand und sagte: Womit schneiden Sie gewöhnlich die Bleifedern, meine Herren? — „Natürlich, mit einem Federmesser", werden Sie mir antworten. Meine Bleifedern braucht man aber mit keinem Federmesser zu schneiden; jedes beliebige Messer genügt vollkommen, wie Sie sich gleich überzeugen werden. Er holte nun ein ungeheueres, säbelartiges Messer herbei, hieb wild in eine Bleifeder und als er sie nach einer Sekunde mit einer außerordentlichen Fertigkeit zugespitzt, sagte er: Sie sehen, meine Herren, daß man mit diesen Bleifedern durchaus

nicht delikat umzugehen braucht. Sie zweifeln noch? — Gut! Ich will Sie bald eines Bessern belehren. Sehen Sie dieses Brett, das ich jetzt ergreife? Dieses Brett ist von Eichenholz, ein festes, hartes, sehr dichtes Holz, wie Sie sehr wohl wissen. Nun in dieses Brett werde ich mit einem Hammer die Spitze dieses Bleistiftes treiben, ohne daß sie bricht. Die Menge gafft; der Bleistifthändler nimmt den Hammer und schlägt den Bleistift in das Brett hinein. Aber er thut noch mehr. Er schlägt mit der Spitze der Bleifeder ein Stück nach dem andern von dem eichenen Brette, ohne daß nur das geringste Stückchen von der Bleifeder abspringt, mit der er nun auf einen großen Bogen verschiedene Figuren und unter anderen den von Palmen umkränzten Hut Napoleon's zeichnet.

Vous voyez, messieurs, fährt er dann fort, **que la mine de mes crayons ne se casse jamais et qu'elle marque aussi noir, et j'ose dire plus noir encore que l'encre.** Um nun zu beweisen, daß jede seiner Bleifedern dieselbe Eigenschaft besitzt, greift er rechts und links aus den vor ihm aufgehäuften Bleifedern, spitzt eine nach der andern mit dem bereits erwähnten langen Messer und schlägt große und kleine Stücke von dem Eichenbrette, daß

die Splitter unter die Menge fliegen. Dabei spricht er beständig, macht Witze und pikante Bemerkungen über politische und soziale Zustände der Gegenwart und sucht auf diese Weise das Publikum in horchendem und gaffendem Zustande zu erhalten.

Als er die Vortrefflichkeit seiner Waaren genug dargethan zu haben glaubte, sagte er: Ich bin eigentlich gar nicht da, um diese Bleifedern zu verkaufen, sondern um meine Firma bekannt zu machen. Wie fange ich dieß aber an? Nun sinnt er eine Weile mit verschränkten Armen nach und schlägt sich dann mit den Worten: **Il me vient une idée!** vor die Stirne. Diese Idee besteht darin, daß er Jedem, der ein viertel Dutzend seiner Bleifedern kauft, eine versilberte, dem, der ein halbes Dutzend kauft, eine vergoldete Medaille als Prämie gibt. Diese Medaille zeigt auf einer Seite das Portrait des Verkäufers, auf der andern die Firma desselben. Nun greift die Menge zu und ich habe gesehen, daß er während fünf Minuten mehr als zwanzig Franken gelöst.

Als ich einige Wochen später die Champs elysées wieder besuchte, sah ich denselben Bleifedernhändler wieder. Ich drängte mich herbei, um zu hören, ob er sich in seinen Reden wiederholte. Er wieder-

holte sich aber nicht, sondern faßte das Publikum diesmal an einer andern Seite. Ich weiß recht gut, sagte er, was die Welt von mir denkt. Sie denkt: der Mensch, der hier auf dem Wagen steht mit dem hellen Burnuß um die Schultern, mit dem Fez auf dem Kopfe und dem roth gekleideten Orgelburschen hinter sich, ist ein Charlatan. Nun, meine Herren, ich gestehe frei und offen, daß ich ein Charlatan bin. Ja, ich bin ein Charlatan, weil ich in einem solchen Kostüm vor Ihnen stehe. Aber ich frage Sie, meine Herren, würden Sie in so großer Menge vor mir stehen, wenn ich nicht in solchem Anzuge vor Ihnen erschiene? Würde die Vortrefflichkeit meiner Waare allein genügen, Ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen? Gewiß nicht! Sehen Sie nun, so ist die Welt. Das wahre, das bescheidene Verdienst wird nicht beachtet, wenn es nicht die Maske von der Charlatanerie borgt. Wer ist nun Schuld daran, daß ich so vor Ihnen stehe, ich oder die Welt? — — Erlauben Sie, meine Herren, daß ich einen Augenblick Ihre freundliche Aufmerksamkeit in Anspruch nehme. Ich mache nicht bloß in Paris allein Geschäfte, sondern auch in den umliegenden Ortschaften. Wenn ich

nun in einem Dorf anlange, so heißt es gewöhnlich: **voilà le charlatan!** Nun fiel mir in einem dieser Dörfer ein Mann auf, der mich mit einem gewissen Mißtrauen betrachtete, meine Waare herabsetzte und mit beständigem Achselzucken sagte: **quel charlatan!** Ich erkundigte mich nach dem Manne und hörte, daß er als einer der abgefeimtesten Betrüger bekannt sei. Wenn er Eier in die Stadt bringe, sagte man mir, so seien nur diejenigen gut, die oben liegen, während die unten liegenden alle faul seien. Und dieser Erzschelm nannte mich mit verächtlichem Achselzucken einen Charlatan, mich, dessen Waare die Verleumdung selbst loben muß! Sehen Sie, meine Herren, so ist die Welt. Es ist hier auf Erden Alles ein toller Mummenschanz. Der brave Mann muß in der Jacke des Charlatans erscheinen, um sein Brod zu verdienen, während der wirkliche Charlatan als schlichter, ehrlicher Mann gilt, weil er in einem soliden, spießbürgerlichen Rock herumgeht und ein frommes Gesicht schneidet.

Diese Blague verfehlte ihren Zweck durchaus nicht. Das Publikum kaufte mehr als je, so daß er nach einer viertel Stunde mit seiner Waare, die in der That vorzüglich ist, aufgeräumt hatte.

Der größte Blagueur in Paris ist aber un-

streitig Herr Aymès, der Besitzer des Bazar provençal auf dem Boulevard de la Madelaine.

Herr Aymès gehört nicht zu den Leuten, von denen geschrieben steht, daß man sie an ihren Früchten erkennen soll; denn wenn Herr Aymès nur halb so gut wäre wie seine Früchte, so würde er ohne Zweifel zu den besten Männern Frankreich's gezählt werden müssen.

Herr Aymès handelt nämlich mit südlichen und morgenländischen Delikatessen. Seine Orangen, seine Pomeranzen, seine Datteln und seine Ananas sind die vorzüglichsten in Paris. Aber Herr Aymès ist ein Jesuit und zwar einer von den Jesuiten, die in der Wolle gefärbt sind. Herr Aymès hat sich mit dem lieben Gott associrt, um sein Geschäft in Gang zu bringen. Es ist Niemand so gut katholisch wie er. Er hat so zu sagen ein alleinseligmachendes Geschäft. Sonntags ist sein Magazin geschlossen; aber damit ist er nicht zufrieden. Die Leute müssen auch wissen, warum sein Magazin Sonntags geschlossen ist. Deßhalb steht auf den geschlossenen Läden desselben mit großen Buchstaben geschrieben, daß er Sonntags deßhalb nicht verkaufe, weil der liebe Gott am siebenten Tage, nach dem er seine herrliche Schöpfung vollendet, ausgeruht

hat. Weil aber der liebe Gott nach der glücklich zu Stande gebrachten Schöpfung ausgeruht, soll auch jeder wahre Christ, der im Herzen Gottesfurcht bewahrt, am heiligen Sonntage ruhen, dem Schöpfer dienen und kein Geschäft treiben. Nachdem er allen Parisern, die bekanntlich Sonntags ihre Magazine nicht schließen, diese indirekte schriftliche Ohrfeige gegeben, macht er noch die Bemerkung, daß er an den heiligen Feiertagen keine Waaren aus dem Hause verschickt und vergißt dabei nicht, seine frommen Gründe durch biblische Citate darzulegen.

Die Schaufenster seines Magazins bieten die interessanteste naturhistorische Lektüre. Ueber jeder seiner exotischen Waaren hängt eine Beschreibung derselben, so daß man vor seinem Magazine den halben Linné studiren kann.

Da nun Herr Aymès als verständiger Mann sehr gut weiß, daß die Pomeranzen und die Ananas nicht für die demokratische Canaille wachsen und daß wahrhafte Republikaner sehr mäßig leben und keine überzuckerten Orangen essen, so ist Herr Aymès nicht nur ein Feind der Republik, sondern ein entschiedener Legitimist. Der Wahlspruch der französischen Republik: **Liberté, Egalité, Fraternité!** dünkt ihm eine niederträchtige Blasphemie auf

die heilige Dreifaltigkeit. Herr Aymès ist Henriquinquist und schwärmt für Gott und die ältere Linie der Bourbonen, die bekanntlich große Feinschmecker waren. Er läßt keine Annoncen in republikanische oder orleanistische Blätter einrücken; sein Organ ist die **Opinion publique.** Um nun meinen Lesern einen Beweis zu geben, welch' ein Virtuose Herr Aymès in der Kunst der Blague ist, möge hier folgende Anzeige stehen, die er am dreißigsten Dezember vorigen Jahres in die **Opinion publique** einrücken ließ. Ich gebe diese Anzeige absichtlich im Original, weil sie, selbst durch die gelungenste Uebersetzung, die Hälfte ihrer Originalität verlieren und weil mancher Ungläubige an der Aechtheit dieses Dokumentes zweifeln würde, wenn er es nicht im Urtext läse. Die Anzeige lautet:

Les Abonnés sont invités à ne pas se dessaisir du présent numéro de ce journal, et à le mettre en réserve, afin de l'avoir toujours sous la main, pour le consulter au besoin comme un memento hygiénique de la plus haute importance.

Restauration

en denrées, Remède souverain contre les

Révolutions

opérées par les mixtions, contrefaçons, falsifications, poussées à un tel point que l'on entend demander dans les magasins de vins: „Du Madère fabriqué à Cette.“ Espérons que le demi-siècle qui va commencer verra la **Restauration** des denrées réprimer l'anarchie qui règne dans l'alimentation publique.

La réunion de la confiserie du Nord et du Midi au siège de notre établissement, 17, Boulevard de la Madelaine, qui se distingue par une élégante marquise couronnant la porte d'entrée de la boutique centrale, où se lit notre nom, est un grand évènement qui va faire époque au premier jour de la nouvelle année du demi-siècle qui va commencer, et devra contribuer à confirmer la similitude, l'indentité qui existent entre Providence et Provence, n'ayant entre elles d'autre différence qu'une idée (I D).

Là on verra tous les fruits confits du Midi, à côté de la succulente mirabelle de Metz, la pâte d'abricots de Clermont, faisant pendant à celle de coings de Baume-les-Dames, la pâte de Malaga, avec la goyave des îles, l'angélique de Niort avec le bâton de sucre de pommes

de Rouen, le nougat blanc de Marseille à la vanille, parsemé de pistaches avec le calisson et le biscotin d'Aix; le dépôt de chocolat de Bagnères-de-Luchon, celui de l'élixir végétal et de la liqueur de table de la Grande-Chartreuse; enfin celui des grands vins de Bordeaux, savoir: Médoc, premier cru, à 1 fr. la bouteille; St. Julien, 2 fr.; Léoville, 3 fr.; et à 5 fr. au lieu de 6 fr. tous les crus de haut rang; le rouge de la Malgue et le blanc sec de Cassis à 1 fr. 50 c.

Tous les journaux ayant annoncé le dépôt qui nous a été confié de la praline à la vanille de Bourges, nous n'avons plus à en parler. Nous craignons seulement que son arrivée ne suscite une nouvelle Revolution parmi les bonbons. En effet, quoiqu'elle soit étrangère, cette praline élève la prétention de se faire proclamer reine des étrennes à perpétuité. Mais l'orange confite entière avec sa chaire, se présentant comme légitime souveraine de toutes les friandises sucrées, opérera sans coup férir, en vertu de ses titres d'ancienneté, une Restauration dans les bonbons.

Mille oranges mandrines nous arrivent

de Malte par paquebots, et de Marseille par courrier. La douceur et la suavité de ces oranges ont fait, l'an dernier, les délices des soirées; nous prévenons que pour en avoir il faut se hâter.

Nous nous arrêterons à l'orange confite entière avec sa chair, non pour en faire l'éloge, il y a long-temps que son passeport de noblesse lui a été signé, mais seulement pour dire que nous en avons deux mille environ en jolis paniers suisses découpés, et en boîtes à filets dorés. Une immensité de paniers suisses nattés, de toutes les formes, grandeurs, et de tous les prix, seront garnis de fruits confits pour déterminer ceux qui sont embarassés en ne sachant quoi donner. Nos marrons glacés à la vanille, sortant des fourneaux si renommés de M. Demarquay, récoltés au Luc, mûris sous notre beau soleil du Midi, ne seront plus exposés à se briser dans des sacs; ils seront placés sur couche, avec soin, dans les boîtes à filet d'or; il était temps que le meilleur bonbon qu'on puisse manger fût offert sous une élégante enveloppe.

Quant aux bonbons, nous nous bornerons

à annoncer que tout ce qu'il y a de bon, élégant, distinqué, gracieux, nous est arrivé, comme par enchantement, de toutes les contrées, pour se ranger et prendre place dans notre établissement, qui, au dire de tous ceux qui l'ont visité, est celui qui offre la plus grande variété.

„L'ennui naquit un jour de l'uniformité."

Nous terminerons par les objets de fantaisie, reconnaissant notre insuffisance à exprimer tout ce qu'il y aurait à dire à ce sujet, tant par la multitude que par leur beauté, nous voulons ménager cette agréable surprise aux personnes qui nous honoreront de leur visite.

Enfin, dans la crainte de nous rendre indiscret en publiant la nomenclature détaillée de toutes nos bonnes denrées, nous ajouterons seulement que les huiles, vinaigres, vins fins, liqueurs, comestibles les plus recherchés, thon mariné, pâté de thon, anchois, olives farcies, enfin tout ce qui peut contribuer au menu d'un succulant diner, se trouve dans notre établissement à la disposition de tous les gourmets et gourmands, ainsi que des temperants. La boîte de réglisse à la violette et la pâte de

guimantre en bâtons sont trop connues pour qu'il soit nécessaire de vauter leur vertu.

La décoration, l'élégance et la bonne tenue de nos magasins, qui ne le cèdent en rien aux maisons de nouveauté, devront concourir à nous faire traiter directement avec les maîtres et maîtresses de maison qui n'on pu encore faire usage de nos denrées, et à qui nous faisons appel, et qui, nous l'espérons, comprendront que s'ils ne confient pas à des intermédiaires le choix de ce qui doit couvrir et paver leur corps, à plus forte raison est-il de leur intérêt d'aller eux-mêmes choisir tout ce qui tend à conserver et à améliorer leur santé.

Entrainé par nos convictions, nous ne terminerons pas sans dire deux mots d'une **Restauration** qui renferme en elle quelque chose de sublime, puisqu'elle a pour object l'accomplissement d'un commandement de la meilleure des **constitutions.** La reproduction de la légende qui se lit sur la frise de nos magasins fera comprendre notre pensée:

Lorsque spontanément et par croyance, tous les magasins fermeront le

dimanche, comme le fait le Bazar provençal fondé et dirigé par M. Aymès de Marseille, la France alors cessera sur ce point de scandaliser ses voisins, et les Revolutions tireront à leur fin.

Quoique notre exemple sur la sanctification du dimanche soit si peu imité, et que, dans le siècle où nous vivons, il soit aussi surprenant de voir un magasin **fermé** le dimanche qu'il l'aurait été d'en voir un **ouvert** dans les siècles passés: cependant, comme il est démontré dans les annales, ce qu'aujourd'hui chacun sait, qu'il n'est pas de gouvernement possible chez les peuples sans croyance, nul doute qu'un jour notre exemple ne soit imité. En attendant nous continuerons néanmoins comme nous avons commencé.

Qu es na pounçu, pou pa mouri cara.

(Qui est né pointu ne peut pas mourir carré.)

Cependant, à cause de la vente des étrennes qui comme les jours de foire ne peut ni se devancer ni se reculer, les deux dimanches qui précèdent et les deux qui suivent le premier jour de l'an, notre établissement restera ouvert au public empressé de se fournir de

fruits confits, dont il nous est arrivé des wagons complets. Si quelques pharisiens modernes se scandalisaient, ce serait le cas de les renvoyer à la sublime réponse qui fut faite à leurs devanciers: „Qui de vous, si son âne ou son boeuf vient à tomber dans un puits, ne se hâte de l'en retever aussitôt, le jour même du sabbat?“

Aymès,
Fondateur du Bazar provençal,
17, Boulevard de la Madelaine
et 114, rue du Bac.

Das heißt doch Wind machen! Herr Aymès bietet den gläubigen Legitimisten und den legitimistischen Gläubigen eben so viel Delikatessen in Worten als in Früchten, und er beutet die Theologie und die Naturgeschichte, den Himmel und die Erde aus, um seine Kunden besser ausbeuten zu können. Zwar verstehen sich alle Pariser auf die Kunst, den Leuten das Geld aus der Tasche zu locken; aber ein solcher Mangel an Verschämtheit, wie ihn Herr Aymès in dieser schönen Kunst entfaltet, hat in ganz Paris seines Gleichen nicht. Wenn Herr Aymès einst seine gesammelten Anzeigen, seine **Blagues complètes**, herausgibt, so

würde diese gewiß sehr bändereiche Sammlung die wichtigste Quelle für das Studium der Blau-Dunst-Fabrikation werden.

Vielleicht wird das eben angeführte Musterstück, in welchem die Schlagworte nicht von mir, sondern von dem Verfasser selbst unterstrichen worden, etwas zur Verbreitung der Blague in Deutschland beitragen. Vielleicht wird in Berlin oder Wien, in München oder Hannover sich ein Krämer finden, der jene Schlagworte auf die deutschen politischen Zustände anwendet. Deutschland besitzt ja so viel Krämer!

Und sollte Herr Bassermann, der ein Krämer, Politiker und Buchhändler zugleich ist, sich nicht zur Herausgabe einer deutschen Bearbeitung der Aymès'schen Werke bereitwillig zeigen?

XI.

Einige Gedanken über die französische Höflichkeit.

Unter die vielen Entbehrungen, die der Deutsche in Paris zu leiden hat, gehört besonders die Grobheit; und ein ächter Deutscher ist ordentlich froh, in diesem glattgeschliffenen Paris zuweilen einen frisch angekommenen Landsmann zu finden, mit dem er eine ungeschliffene Stunde verbringen kann.

Der Franzose ist nie grob, nicht einmal da, wo er grob zu sein ein heiliges Recht hätte. Ich will dieß durchaus nicht als eine Tugend rühmen; denn ich liebe die Grobheit, weil ich weiß, daß die Höflichkeit gewöhnlich eine Verstandessache, die Grobheit aber in der Regel eine Herzensangelegenheit ist. Ich ziehe aber das Herz mit der Frühlingswärme seiner Empfindungen und der Sommerhitze

seiner Leidenschaften immer dem kalten Verstande vor, der die Schläge des Herzens genau berechnet und dasselbe schon der Verschwendung anklagt, wenn es mit seinen Gefühlen nicht knickert.

Grobheit ist das Brod des Lebens. Wir Deutsche haben es, Gottlob! bis zum Pumpernickel gebracht; die Franzosen kennen aber nur Weißbrod und Biscuit.

Der Franzose könnte gar nicht grob sein, selbst wenn er wollte. Seine Sprache erlaubt es nicht. In der französischen Sprache sind alle Vertiefungen so sehr ausgefüllt, alle Höhen so sehr abgetragen, daß sie selbst den originellsten Menschen, der sich gern vertiefte oder verstiege, immer zwingt, auf der großen Heerstraße zu bleiben und sich von der übrigen Welt nicht abzusondern. Der Franzose kann sich mit seiner Sprache nicht das Mindeste erlauben. Sie ist abgeschlossen; sie hat ihre bestimmten, unabänderlichen Formeln. Sie ist fix und fertig. Der originellste französische Schriftsteller kann sich für seine Gedanken nicht leicht eines originellen Ausdrucks bedienen; daher unterscheidet sich kaum ein französischer Schriftsteller von dem andern durch seinen Styl. Die französische Sprache liefert ihm die Uniform für seine Gedanken, wie

die Montirungscommission der Armee die Uniform liefert. Der eigenthümlichste Dichter kann daher seine poetischen Ideen nicht anders kleiden, als nach der Ordre, die ihm das **Dictionnaire de l'Académie** vorschreibt. Ein Gedanke, der nur etwas anders gekleidet ist, dem die Aermel nur etwas weiter, die Taille nur etwas enger ist, begeht gleich einen Subordinationsfehler. Wie anders ist es bei uns, wo jeder Schriftsteller seine Gedanken oder seine Gedankenlosigkeit nach eigenem Geschmacke kleidet! Einem kleinen Gedanken wird bei uns häufig ein Riesenkleid angezogen, so daß ihm die Rockschöße auf dem Boden nachschlottern; und so wird bei uns zuweilen eine kolossale Idee in ein enges Wortwämmschen gesteckt, daß alle Nähte platzen. Jean Paul und Göthe haben zu gleicher Zeit gelebt und sind bei uns zu gleicher Zeit bewundert worden und ein größerer Kontrast als zwischen diesen beiden ist doch kaum denkbar.

Nun hat wol die Höflichkeit, aber nicht die Grobheit bestimmte Gesetze. Die Höflichkeit ist eine gerade, die Grobheit ist eine krumme Linie. Da es aber nur e i n e gerade Linie und unzählige krumme gibt, so ist die französische Höflichkeit sehr arm an Abwechselung, während die deutsche Grobheit reich

an Mannigfaltigkeit und mannigfaltig im Reichthum ist. Man denke nur an den deutschen Kanzeleistyl. Welchen Ueberfluß, welche Abwechselung bietet dieser Styl, in dem unsere Obrigkeit das deutsche Volk an seine verfluchte Schuldigkeit erinnert! In dem deutschen Kanzeleistyl ist jeder Satz ein Balken, jede Periode ein Dutzend durch Zöpfe zusammengebundene Klötze. Das ist eichene Urkraft! Die armen Franzosen haben in ihrer Sprache keine Waldung, aus der man solche hölzerne Grobheiten hauen könnte.

Welchen Reichthum besitzt schon der Deutsche in der Anrede an eine zweite Person! Er sagt: Du, Er, Man, Ihr, Sie; und nur ein Deutscher kann wissen, welcher Schatz von Grobheiten in die breite und tiefe Kluft zwischen dem vertraulichen „Du" nnd dem gemessenen „Sie" geworfen werden kann. Die französische Sprache aber kennt nur ein armseliges „**vous**" oder „**tu**".

Der Franzose redet Jeden mit „**Monsieur**" an. Der Chiffonnier wird eben so gut mit **Monsieur** angeredet, wie der Marschall von Frankreich. Dieses „**Monsieur**" ist stereotyp. Man kann nichts hinzu thun und nichts davon nehmen. Der Deutsche aber gebraucht das einsylbige „Herr"

gewöhnlich gar nicht; wenn er es indessen gebrauchen will, so kann er ihm so viel Grobheiten in die Taschen stecken, als ihm beliebt. Man denke sich einen deutschen Untersuchungsrichter, vor dem ein politischer Delinquent steht. Der Untersuchungsrichter kann den Delinquenten „Herr“ anreden; aber wenn dieser sich eigensinnig benimmt und der kurzathmigen Geduld des Richters zu nahe tritt, so kann der Richter sagen: „Herrr, gestehen Sie die Wahrheit!“ oder: „Herrrr, keine Verstellung!“ oder: „Herrrrrrr, Sie soll ja gleich der Teufel holen!“ Kurz, er kann in dem Wörtchen „Herr“ so viele grobe R schnarren lassen, daß man einige Dutzend heftig bewegter Stricke darin zu vernehmen glaubte. Der arme Franzose kann aber sein „Monsieur“, das so weich und sanft ist wie gewaschene Butter, gar nicht für grobe Zwecke verwenden.

Der Franzose nennt die Höflichkeit politesse, ein Wort, das sich gar nicht in's Deutsche übersetzen läßt. Der Franzose ist poli, d. h. gehobelt. Die Politesse ist ihm eigenthümlich, ist ihm angeboren, ist ihm anerzogen. Sie ist bürgerlich. Wir Deutsche aber beziehen die Hobeln vom Hof, und nur die Grobheit ist bei uns bürgerlich. Die bürgerliche Grobheit kommt bei uns nie an den

Hof und die Höflichkeit der deutschen Höfe kommt niemals in die niedere bürgerliche Luftschichte; und so oft bei uns die Fürsten mit dem Volke reden, werden sie noch viel grober als die Grobsten aus dem Volke. —

Nirgends kann man den Mangel oder den Reichthum an Politur bei den Menschen so genau kennen lernen, als wenn man sie zanken sieht. Sobald der Mensch in das heiße Bad eines Zankes springt, zieht er seinen Leidenschaften die Kleider aus; und derjenige, der im Zanke nicht wenigstens einen Theil seines Charakters verräth, hat nichts zu verrathen. Ich habe in Paris oft Händel anfangen sehen; ich habe hier oft Menschen aus der niedrigsten Volksklasse im Zanke beobachtet; aber sie haben sich gewöhnlich nur Witze, keine Grobheiten an den Kopf geworfen. Wenn sich Franzosen zanken, so kochen sie auf und ein wie ein Topf Salzwasser; je mehr Zorn sie verdunsten desto mehr Salz lagern sie ab.

Wenn aber in Deutschland Leute aus dem Volke in einen heftigen Zungenwettstreit gerathen, so ist die Einleitung desselben gewöhnlich eine Einladung, von welcher der Eingeladene keinen Gebrauch macht, obgleich sie aufrichtig gemeint ist. Diese Einladung

ist seit Jahrhunderten in Deutschland so üblich, daß Göthe sie dem Ritter Götz von Berlichingen in den Mund zu legen sich nicht gescheut. Eine solche edle Gastfreundschaft dem Widersacher gegenüber kennen die Franzosen nicht. Man sieht daraus, wie viel Tugend in unserer Grobheit steckt.

Der Franzose ist überhaupt zu konventionell, um grob zu sein; vor Allem ist es aber, wie gesagt, seine Sprache, die ihn daran hindert. In den Arsenalen der französischen Sprache gibt's nur feingeschliffene Klingen und scharf zugespitzte Lanzen. Sie können daher nur geistreich plänkeln, aber keine Schlachten liefern. In den Rüstkammern unserer Sprache aber ist so viel Ueberfluß an grobem Geschütz, daß uns nichts widerstehen kann, wenn wir unsere Batterien auffahren. Der Franzose hat zwei Worte, die er gewöhnlich im Zanke seinem Gegner an den Hals wirft: „vous m'ennuyez" und „vous m'embêtez." Der Franzose kennt nichts Schlimmeres, als die Qualen, die man seiner Geduld bereitet. Ihn langweilen, ihn ungeduldig machen, ist das Aergste, was man ihm thun kann. Die Langeweile ist ihm ein tiefer Schmerz und er hat für Beides ein gemeinschaftliches Wort: ennui.

Wer den Franzosen gähnen macht, ist sein Feind, dem gegenüber er keine Großmuth kennt.

Was das Wort **embêter** betrifft, so hat die Akademie demselben kein Obdach in ihrem Dictionnaire gegeben. Welche philologische Gründe sie für diese Hartherzigkeit hat, weiß ich nicht; denn das Wort hat das Bürgerrecht im Munde jedes Franzosen. **Embêter** heißt andummen; der geistreiche Franzose kann sich aber keine größere Untugend denken, als die Dummheit. —

Der Franzose ist gewöhnlich witzig, wo er grob sein muß; der Deutsche ist aber gewöhnlich grob, wo er witzig sein soll. Ob aber der Witz oder die Grobheit mehr Vorzüge habe, das ist eine Frage, die sich leichter aufwerfen als beantworten läßt.

XII.

Wie man sich in Paris ernährt.

So oft ich auf den Höhen des Montmartre, oder auf den Zinnen der Notre-Dame stand und hinab sah auf die dichten Häusermassen, auf die unzähligen Straßen, die sich wie steinerne Gedärme durch die Riesenstadt winden, drängte sich mir immer die Frage auf: Wie gewinnen die Hunderttausende, die diese Stadt bewohnen, ihr tägliches Brod?

Von dem Premierminister, der von seinem Kabinet aus europäische Fragen verwirrt oder schlichtet, bis zum Chiffonnier, der mit dem Korb auf dem Rücken um Mitternacht die Straßen durchwandelt und gründliche Forschungen im Kehricht anstellt: welche unzählige, mannigfaltige, eigenthümliche Thätigkeiten!

Als ich einst einen Spaziergang auf den Boulevards machte, sah ich vor einem Hause unweit der Porte St. Martin eine Gruppe Neugieriger, und als ich mich derselben näherte, bemerkte ich in einem Schaufenster dieses Hauses, in welchem ein Panorama zu sehen war, eine menschliche Figur, die, als hätte sie ein Uhrwerk im Leibe, langsam und in genau abgemessenen Pausen den Kopf und den rechten Arm bewegte. Es entspann sich unter den Zuschauern ein Disput wegen dieser Figur. Einige behaupteten, sie wäre nicht von Wachs, wie der Anschein vermuthen ließe, sondern von Fleisch und Bein, was deßhalb Widerspruch fand, weil die Figur, die der blendenden Mittagssonne und unzähligen neugierigen Blicken ausgesetzt war, auch nicht im mindesten mit der Wimper zuckte.

Während man disputirte, machten sich mehrere Gamins den Spaß, durch verschiedene Albernheiten, die sie so zu sagen dicht unter der Nase der Figur ausführten, dieselbe zum Lachen zu bewegen. Sie lachte aber nicht und man hörte schon auf, an dem wächsernen Dasein dieser Gestalt zu zweifeln, als der Vorhang fiel und nach einigen Sekunden die fragliche Gestalt mit einer dampfenden Pfeife an die Thüre kam.

Der Mensch, hörte ich später, besitzt das Talent, stundenlang unbeweglich zu stehen; durch dieses Talent ernährt er sich.

So gibt es in Paris einen Kellner, der wegen seiner eigenthümlich dumpfen Stimme während der Sommersaison eine bedeutende Summe in einem Café des Palais-National verdient. Er ist Verseur, d. h. Einschenker; da nun oft mehrere hundert Gäste vor dem Kaffeehause im Garten sitzen, so rufen ihm die Kellner zu, an welchem Tische er einzuschenken. Er hat nur das Wort: „bon!“ mit seiner dumpfen Donnerstimme zu rufen, um anzudeuten, daß er es gehört. Dieser Bon-Ton des Kellners, der die Erfurter Glocke in der Brust zu haben scheint, ernährt ihn reichlich.

Es gibt in Paris Leute, denen ihr häßliches Gesicht ein leidliches Dasein verschafft. So habe ich in der Nähe meiner Wohnung einen Menschen kennen gelernt, der, ein wahres Affengesicht, sich dadurch Geld erwirbt, daß er Carrikaturmalern als Modell dient. Sein Mangel an Reiz sichert ihn vor Mangel an Brod. Man braucht in Paris nur irgendwie ungewöhnlich zu sein, um dem Glücke viele Schritte näher zu stehen. Und ein Mensch braucht gar kein Gehirn im Kopf, sondern nur ein

Horn auf demselben zu haben, um sich in Kurzem große Kapitalien zu erwerben.

So war diesen Winter ein Riese in Paris, ein Baske, der nicht viel kürzer ist, als ein geladener Heuwagen. Er war im Café Muhlhouse zu sehen und der Besitzer desselben erwarb sich durch den Giganten im Laufe einiger Monate ein bedeutendes Vermögen. Zugleich war aber auf der Rue Vivienne ein Zwerg zu sehen, den sein Pächter, wahrscheinlich Reaktionär, Prince Colibri taufte. Die zwerghafte Durchlaucht beutete die Neugierde eben so sehr aus, als die zweibeinige Vendomesäule aus dem Lande der Basken.

Als die Neugierde des Publikums lau wurde, kamen die Interessenten auf den Gedanken, den mikroskopischen Prinzen und dessen baskisches Gegentheil in demselben Lokale zugleich zu zeigen. Ein großer Zettel verkündete der Weltstadt Paris das erste Zusammentreffen des kleinen und des großen Ungeheuers. Im Wintergarten sahen sich Beide zum ersten Male und dieser bedeutende Moment zog die Menge herbei.

Dann wurde Beiden in demselben Garten ein Diner gegeben, an welchem, gegen ein Entrée, sich Jeder betheiligen konnte. Der Riese aß, zur Ver-

wunderung des blödsinnigen Publikums, ein Dutzend Teller **Potage à la Julienne.** Scharfsinnige Beobachter sahen aber gleich, daß diese zwölftellerige Fresserei des Riesen nur eine schändliche Täuschung war. Um nämlich den Appetit des baskischen Goliath so kolossal erscheinen zu lassen, wie seinen Wuchs, hatten die Kellner den geheimen Auftrag, ihm den Teller, den sie vor ihn hingestellt, nach einigen Sekunden wegzunehmen und in derselben unveränderten Auflage gleich wieder hinzustellen. Eine Menge dienstfertiger Kellner umschwärmte auf diese Weise den Koloß, der vor lauter vollen Tellern nicht zum Essen kommen konnte. Es war eine Fopperei des Magens, die das Publikum theuer bezahlen mußte.

Als auch dieser Puff vorüber war, kündete ein neuer Zettel an, daß der Riese und der Zwerg sich überworfen und daß deren Versöhnung vor den Augen des Publikums vor sich gehen sollte. Der feierliche Augenblick lockte wieder viele Neugierige herbei. Auf diese Weise ließen die zwei Naturseltenheiten die Geldbörse der Pariser nicht zu Athem kommen. —

Fast den ganzen Winter hindurch wurde im Cirque ein großes Spektakelstück: Bonaparte,

gegeben. Der Schauspieler, der die Titelrolle gab, ist sehr mittelmäßig, sehr unbedeutend und dennoch ward die Rolle keinem andern gegeben. Und warum? weil er eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Kaiser hat. Sein Gesicht ist seine Rente; sein ganzes Genie besteht darin, daß er dem größten Genie ähnlich sieht.

Es gibt Menschen in Paris, die sich davon ernähren, daß sie den Rohstoff ihrer Phantasie den Roman- und Vaudeville-Fabrikanten liefern. Sie erfinden nämlich pikante Intriguen, Fabeln für Lustspiele und Farcen, und verkaufen sie den beliebten Poeten, die aus diesem Phantasie-Cocons novellistische oder dramatische Seide spinnen. Man denke sich einen solchen Menschen, den die Nothdurft des Lebens zwingt, seine Phantasie auf's Jämmerlichste zu maltraitiren, den die Tragik seines Magens auf's Gebiet der Komik jagt. Wie tragikomisch ist ein solcher Mensch und sein Gewerbe!

Ein kurioses Geschäft haben die Epileuses, die Frauen, die ihren eiteln Mitschwestern die Haare aus dem Kopfe reißen, die grauen nämlich. Dieses Geschäft rentirt sich durchaus nicht schlecht; und da es in Paris viele Damen gibt, die mit der unartigen Zeit Händel anfangen und sich deßhalb

in allerlei Verjüngungsprozesse einlassen, so haben diese Epileuses für ihre rauffsüchtigen Finger immer Beschäftigung, besonders wenn sie ihr Metier gut verstehen. Ich kenne eine Epileuse, die sich ein bedeutendes Vermögen erworben.

Es gibt keine Leidenschaft, keine Albernheit, keine Dummheit, die nicht in Paris von der Industrie ausgebeutet würde. Wie viele Menschen leben in Paris vom Kartenschlagen! Aber das Kartenschlagen, das in deutschen Städten von alten häßlichen Weibern im Geheimen betrieben wird, ist hier ein Geschäft, ein öffentliches Gewerbe, der die äußere Eleganz durchaus nicht fehlt. Die berühmte Madame Lenormand hat hier unzählige Nachfolgerinnen, die ihre Orakel verkaufen. So wohnt auf der Rue St. Denis eine Madame de Villeneuve, die ihr Prophetentalent ziemlich großartig betreibt. Die Karten, durch die sie ihr Dasein bekannt macht, lauten folgendermaßen:

Madame de Villeneuve,

Physionomiste, Phrénologiste et Chiromancienne,

donne l'Explication des cartes et des songes. Deux somnambules sont attachées à sa maison. Consultations médicales somnambuliques sous la direction d'un médecin. Visible tous les jours de 10 h. du matin à 7 h. du soir.

Das heißt doch die Charlatanerie gründlich betreiben! Madame de Villeneuve hat übrigens eine große Konkurrenz und es gibt Physiognomistinnen und Chiromantinnen, die mit ihren chaldäischen Künsten viel mehr verdienen. Es sind nämlich solche Zauberinnen, die, neben ihrer Kunst die Zukunft zu entschleiern, noch andere Künste ausüben, für welche niemals die Dilettanten fehlen. Eine Pythia, die jung, reizend und liebenswürdig ist, findet in der ganzen Welt Leute, die an Orakel glauben; und man kann sich leicht denken, daß viele dieser Seherinnen wol Priesterinnen des Apollo, aber nicht Priesterinnen der Vesta sind. —

Wie viele Menschen leben in Paris vom Abrichten der Hunde! Diese Lehrer der hündischen Jugend stehen sich oft viel besser, als die der menschlichen; jedenfalls sind sie unabhängiger, da sie von dem reaktionären Gesetz über den öffentlichen Unterricht, das Herr von Montalembert und seine Brüder in Jesu der französischen Republik bescheert, nicht berührt werden. Sie erfahren auch nie den Undank ihrer vierfüßigen Schüler, den ihre Kollegen so oft von den zweibeinigen erfahren. Viele Bestien in Paris genießen überhaupt einen trefflichen Unterricht; und ich habe außer gelehrten

Eseln (der Franzose nennt sie **anes savants**, der Deutsche nennt sie Geheime Hofräthe) Papageien kennen gelernt, die viel vernünftiger sprachen, als Herr Biedermann von Leipzig und das übrige Gothaer Federvieh zusammengenommen. —

Die Sorge um das tägliche Brod zwingt den Erfindungsgeist zu der originellsten Thätigkeit. So habe ich beim Beginne des Frühlings Leute gesehen, die ganze Bataillone rauflustiger Maikäfer feilboten. Jeder dieser Maikäfer stand aufrecht in einem papiernen Panzer und hatte an einem der Vorderbeine als Rappier einen Strohhalm, mit dem er seinem Gegner an den Rüssel fuhr. Der Strohhalm war an das Vorderbein angeleimt und die Duellanten, die sich gern ihrer Waffen entledigt hätten, machten zum Ergötzen aller Schaulustigen die possierlichsten Bewegungen und fanden leicht Käufer. Diese Ausbeutung der Maikäfer durch den Menschen ernährt vielleicht einen Monat hindurch zahlreiche Familien.

Und doch haben diese und ähnliche Erwerbszweige, so sonderbar und eigenthümlich sie auch sind, nichts, was mit dem Anstand und der Sitte im Kampfe stünde. Wie tausendfältig sind erst die Gewerbe, durch welche das Laster in geheimen und

verborgenen Schlupfwinkeln sich ernährt! Wie erfinderisch an neuen Erwerbszweigen ist die Gaunerei und die Prostitution in dieser Weltstadt! Man nehme nur einen Jahrgang der **Gazette des Tribunaux** zur Hand und man wird die Zahl der Abwege bewundern, auf denen das Laster vor der Tugend flieht.

Wie interessant wäre es für einen Schriftsteller, der Geist, Beobachtungsgabe, Darstellungstalent und Geld genug besitzt, ein Werk zu schreiben über die verschiedenen erlaubten und unerlaubten Erwerbsquellen der Einwohner von Paris! Ein solches Werk, mit Kopf und Herz, mit Witz und Humor geschrieben, könnte ein klassisches Buch werden.

XIII.

Mein Haus in Paris.

Ich freue mich schon auf den Schrecken, der meine Freunde ergreifen wird, wenn sie den Titel dieses Capitels zu Gesichte bekommen. Sie werden gewiß glauben, ich hätte mir in Paris ein Haus gekauft, und sich, ehe sie das Capitel selbst lesen, den Kopf zerbrechen, um sich das Wunder zu erklären. Einige werden glauben, ich hätte den Weg zum Glücke durch die Börse eingeschlagen; Manche werden vermuthen, es hätte mich ein sterbender Millionär zum lachenden Erben gemacht; und Andere, deren Glauben an die Charakterstärke ihrer Freunde nicht ganz unerschütterlich, werden vielleicht fürchten, ich hätte meine männlichen Tugenden ausgezogen und sie an die Meistbietenden verkauft und ich sei nun ein reicher Spitzbube und

habe in Paris mehr Gesinnungsgenossen als ich früher in Deutschland gehabt.

Wie angenehm entschreckt werden sie aber werden, wenn sie später erfahren, daß mein intimes Verhältniß mit der Tugend und der Geldnoth nicht den geringsten Stoß erlitten und daß der Titel dieses Capitels nur der Köder ist, an dem unerfahrene Leser anbeißen sollen!

„Mein Haus in Paris" ist nur der Gasthof, den ich in Paris bewohne. Dieser Gasthof ist eine wahre Arche Noah's, in welche Venetianer, Römer, Sizilianer, Ungarn, Polen und Deutsche vor der blutigen Sündfluth ihrer rachsüchtigen Regierungen sich gerettet. Außerdem kehren Engländer, Spanier und sogar Griechen in dasselbe ein; und so oft ich in dem Speisesaale sitze, wo sich Jeder einen Landsmann aufsucht, um mit ihm von der Heimath zu sprechen, glaube ich immer in Babylon zu sein. Wer nicht ein philologisch gebildetes Ohr besitzt, bekommt hier Kopfschmerzen.

Man kann sich in der That kein geräuschvolleres Haus denken!

Links neben meinem Zimmer wohnt ein französischer Lieutenant. Ich bin von diesem militärischen Nachbar nur durch eine postpapierene

Mauer getrennt, die meinen Ohren nichts verheimlicht. Dieser Nachbar benutzt den viermonatlichen Urlaub, der ihn aus einer kleinen Provinzialstadt nach Paris gebracht, mehr als er vor den Regeln der Vernunft, der Diät und der strengen Moral verantworten kann. Der junge Mann will sich in Paris für die Langweile rächen, die er in der Provinz ausgestanden und er benutzt die Zeit, um sie auf's angenehmste todtzuschlagen. So eine Lebensweise ist mir noch nicht vorgekommen. Er steht gewöhnlich erst um die Mittagsstunde auf, zuweilen auch einige Stunden später, und er nimmt sein erstes Frühstück ungefähr zu der Zeit, wo wir solide Deutsche mit der Verdauung des Mittagessens bereits fertig sind. Er kommt immer erst nach der Geisterstunde nach Hause; oft aber geht er erst zu Bette, wenn die Morgenstunde im Begriff ist, das Gold in den Mund zu nehmen. Wenn die Sonne aufwacht, schläft er ein. Bevor er aber dem Schlafe in die Arme sinkt, sucht er sich erst in schöneren Armen die Zeit so viel wie möglich zu vertreiben. Er schläft nämlich immer unter vier Augen. Daß er in dieser Beziehung den Wechsel liebt, versteht sich von selbst; denn den lyrischen Apparat, den wir deutsche Jünglinge in der Liebe

so nothwendig brauchen, kennt man in Paris nicht. Hier läßt man der Liebe nicht Zeit zu jenem süßen Schmachten, zu jener träumenden Sehnsucht, die uns deutsche Jünglinge so unbeschreiblich selig und unglückselig zugleich macht. Von jener süßen Hungerkur des Herzens, welche die heißesten Wünsche mit lauen Zähren tränkt und mit hohlen Seufzern speist, weiß man in Paris nichts. Wenn hier das Herz Appetit hat, setzt es sich gleich zur Tafel, ohne erst den Mond und den melancholisch fließenden Bach um Rath zu fragen. Man zerrt hier nicht mit schmerzlichem Wonnegefühl an dem Pfeil, der im Herzen steckt; man zieht ihn heraus und läßt die Wunde vernarben. Meinem Lieutenant fliegt täglich ein anderer Pfeil in's Herz; aber ich bin überzeugt, daß er sich nicht daran verbluten wird. —

Mein Lieutenant hat mit einem deutschen Lieutenant nicht viel Aehnlichkeit; denn er ist sehr liebenswürdig, sehr bescheiden, und obgleich er bereits vor mehreren Jahren dekorirt worden, spricht er doch niemals von seiner menschenfresserischen Courage und hält sich nicht für wichtiger als irgend ein anderer Bürger. Eins aber hat er mit deutschen Lieutenants gemein; wie bei diesen, ersetzt auch bei ihm der Ueberfluß an Gläubigern den Mangel an

baarem Gelde. Der erste Mensch, der ihn jeden Morgen besucht, ist immer ein Mahnender. Aber ich muß gestehen, daß mir noch Niemand vorgekommen, der eine solche Kunst in dem Umgang mit Gläubigern entwickelt hätte als er. Er befriedigt sie Alle, ohne einen Einzigen von ihnen zu befriedigen. Er stopft ihnen den begehrlichen Mund mit solch' süßen Versprechungen, mit so zierlich verzuckerten Redensarten, mit so schön kandirten Entschuldigungen; er appellirt mit so geistreich stylisirten Vernunftgründen an ihre Humanität, an ihr Billigkeitsgefühl und an ihren ritterlichen Sinn, daß sie beschämt die unquittirten Rechnungen wieder in die Tasche stecken. Manche unter ihnen lassen sich freilich nicht so leicht durch die Konditorei seiner Worte abspeisen; aber je größer die Schwierigkeiten sind, die sie ihm entgegenstellen, desto größer ist dann seine Kunst, mit der er diese Schwierigkeiten überwindet. Er umschifft dann auf dem Strome seiner Beredsamkeit die rauhen Klippen ihrer Forderungen mit einer solchen Gewandtheit, daß er niemals scheitert. Vorige Woche hat er indessen sein Meisterstück gemacht.

Ein mahnender **Marchand tailleur**, den mein kriegerischer Wandnachbar schon unzählige Male mit

gleißnerischen Hoffnungen auf die nächste Zukunft abgefertigt, der aber diese Hoffnungen immer auf den entschiedensten Lügen ertappt hatte, schien entschlossen gewesen zu sein, sich diesmal mit dem ganzen Zorne seiner gerechten Sache zu waffnen und seine menschlichen Gefühle in Eis zu legen. Ich hörte dieß schon an der Art und Weise, wie er die Treppe herauf kam und der Thüre seines Schuldners sich näherte. Seine Schritte waren unerbittlich; er zürnte mit den Füßen.

Mein Nachbar lag noch in süßen Träumen an der Seite einer provisorischen Ehehälfte, als der unbarmherzige Schneider wie das böse Gewissen an die Thüre klopfte. Mein Nachbar fuhr auf und öffnete. Der Gläubiger zog die Schleußen seiner zornigen Beredsamkeit auf und suchte den Schuldner mit Vorwürfen zu überschwemmen. Dieser aber verhielt sich ganz lautlos in den Fluten; als Jener indessen erschöpft und aus Mangel an Wasser zu sprudeln aufhörte, fing er an, eine Rede zu halten, die als Musterrede für Schuldner hätte dienen können. Er sprach von einer reichen Tante, die ihn zum Universalerben gemacht und ihn durch eine langwierige Krankheit hinhalte; er sprach von einem Vetter, der ihm gestern geschrieben, daß er ihm

dieser Tage einen Wechsel schicken würde; er versicherte ihm, daß sein Bruder, ein reicher Kaufmann in Marseille, noch diese Woche Paris besuchen würde: kurz, er öffnete seinem Gläubiger ein halbes Dutzend Aussichten auf das Land, wo die quittirten Rechnungen blühen. Als dieser ihm seine Ungläubigkeit in lauten Worten entgegensetzte, bedeutete er ihm, daß im anstoßenden Zimmer ein zartes Wesen schlafe, und zwang ihn auf diese Weise plötzlich von dem Fortissimo zum Piano überzugehen. Das war schon ein Meisterstück. Denn sobald ein Gläubiger gezwungen ist, leise zu reden, ist seine Sache halb verloren. Man fürchtet kein Gewitter, wenn man den Donner nicht hört. —

Mein Lieutenant schellte unterdessen und bestellte bei dem eintretenden Garçon ein Frühstück für zwei Personen. Dann holte er ein Album herbei und zeigte es dem Schneider. Dieser sagte, daß er nicht gekommen sei, um sich an einem Album zu ergötzen und wollte von dem Piano wieder zum Fortissimo überspringen; der Andere aber erinnerte ihn an das schlafende Wesen im anstoßenden Zimmer und an seine französische Ritterlichkeit und so mußte er wieder flüstern. Unterdessen machte mein Nachbar seine Toilette. Nun kam das Frühstück.

Der Lieutenant bat den Gläubiger, sein Gast zu sein. Der Gläubiger schlug es ab. Der Schuldner aber drang so freundlich in ihn, daß er nachgab. Nun fing mein Nachbar wieder von seinen Aussichten an. Er schilderte die Unannehmlichkeiten, die ein Mensch, der einen natürlichen Widerwillen gegen Schulden habe, nothwendig empfinden müsse, wenn das erwartete Geld ausbleibe und goß dem **marchand tailleur** so viel Honig in's Ohr, daß er nach und nach ganz kirre wurde und versicherte, er sei gar nicht der hartherzige Mensch, der er scheine; er müsse aber die Schulden eintreiben, da er Verpflichtungen zu erfüllen habe; worauf mein Nachbar erwiderte, daß Jener ihm dieß nicht erst zu versichern brauche; wenn er ihn nicht als loyalen Mann gekannt hätte, würde er gar keinen Credit bei ihm in Anspruch genommen haben. Er borge nichts von Menschen, die er nicht hochachten könne. Nun stießen sie an und schlossen innige Freundschaft, wobei mein Nachbar nicht ermangelte, zu versichern, daß er noch heute zu ihm in's Magazin kommen und sich einen Rock anmessen lassen würde.

Nach einer halben Stunde trennte sich der Schneider von meinem Nachbar, der ihn bis an

die Treppe begleitete. Deutsche Lieutenants können sich das merken. —

Mein Nachbar zur rechten Seite ist ein Sänger, der plötzlich seine Stimme verloren. Das ist ein sehr unangenehmer Nachbar. Jeden Morgen nämlich, gleich nachdem er aus dem Bette gestiegen, sucht er seine verlorene Stimme in allen Winkeln seiner Kehle. Er läuft heulend die ganze Skala hindurch. Ich habe ihn fragen lassen, ob er nicht zu einer andern Zeit im Reiche seiner verlorenen Töne sich herumtummeln wolle? Er ließ mir antworten, daß es ihm unendlich leid thue, mich zu geniren; die Morgenstunde sei aber just die Zeit, wo man verlorene Stimmen wieder finden könne. Eine solche schreiende Ungerechtigkeit ist mir noch gar nicht vorgekommen! Der Mann ist übrigens sehr pünktlich. Genau von acht bis zehn Uhr klettert er die Tonleiter hinauf und herab, ohne eine Minute auszuruhen. Meinen Ohren schwindelt's immer bei diesem halsbrecherischen Klettern. Er war früher an der komischen Oper engagirt, lebt aber jetzt in tragischen Verhältnissen. Ich muß also Nachsicht mit ihm haben.

Mein südlicher Nachbar ist ein reicher Engländer, der die Menschen verachtet. Ich weiß nicht,

was die Menschheit ihm zu leid gethan; ich weiß nur, daß sein Menschenhaß ihm nicht den Appetit genommen. Der Mensch ist vielleicht der größte Beefsteak-Esser auf dem Kontinent, dennoch ist er so mager wie eine holländische Thonpfeife. Er hat keinen andern Umgang, als drei junge Neufoundländer Hunde, deren Erziehung ihn sehr in Anspruch nimmt. Es ist mir nicht bekannt, nach welcher Methode er sie erzieht; ich höre nur, daß er sie häufig prügelt. Ich bin der einzige Mensch im Hotel, mit dem er sich zuweilen unterhält. Er ist ein Mann von vielfachen Kenntnissen; auch hat er viel Verstand. Nur schlägt dieser Verstand zuweilen sehr absonderliche Purzelbäume. Vorige Woche machte er mir einen Besuch mit seinen drei Hunden. Er sah sehr angegriffen aus, drückte mir fast krampfhaft die Hand und sagte, daß er mir etwas sehr Wichtiges mitzutheilen habe. Er setzte sich nieder und die drei Hunde legten sich zu seinen Füßen so hin, daß ihre Köpfe zusammengewachsen schienen. Das gab ihnen das Ansehen des Cerberus. Sie sind von ihrem Herrn und Meister so zu liegen abgerichtet worden.

Als er einige Minuten lautlos dagesessen, drückte

er mir noch einmal die Hand und sagte: **Sir, J am tired of civilisation!** und schwieg wieder.

Ich fragte ihn, ob dieß die Mittheilung sei, die er mir zu machen habe? Er bejahete es und fügte dann hinzu, daß es die Pariser Laster sind, die ihn so civilisationsmüde gemacht. Er wolle in die Urwälder Amerika's gehen und dort als Wilder leben; denn die Wilden stünden der Natur und der Tugend viel näher als die Culturmenschen.

Ich hatte meine Gründe, ihn in seinem Entschlusse zu bestärken und rieth ihm, seinen Urwaldsplan so bald als möglich auszuführen. Er sagte mir dann, daß ich der einzige vernünftige Mensch sei, den er in Paris gefunden und betheuerte, daß sein Entschluß, Europa und die Civilisation zu verlassen, auf Vernunftgründen beruhe, denen kein Vernunftgrund entgegengesetzt werden könne. Ich sollte ihn einen Augenblick entschuldigen; er würde sogleich wieder kommen.

Als er aufstand, wollten ihm die drei Hunde folgen; er befahl ihnen aber, zu bleiben. Auf diese Weise war ich mit den Bestien allein, die mich mißtrauisch betrachteten. Meine Angst war entsetzlich. Da mir der Engländer nicht gesagt, warum er mich verlassen und weßhalb er wieder

kommen wollte, so übermannte mich der schreckliche Gedanke, der englische Sonderling könnte mir in seiner Civilisationsmüdigkeit den Hals abschneiden, besonders da ich wußte, daß er ganz vorzügliche Rasirmesser bei sich hatte. Der Umstand, daß er mich für den einzigen vernünftigen Menschen in Paris hielt, gewährte mir nicht die geringste Beruhigung; denn es wäre ja möglich, dachte ich, daß er mich gerade aus Hochachtung umbrächte, um mich nicht in dieser Civilisationsfäulniß zu lassen.

In der unaussprechlichen Angst meines Herzens wollte ich die Schelle ziehen; diese befand sich aber hinter mir an der Thüre. Ich mußte also mehrere Schritte gehen, um an dieselbe zu gelangen; so oft ich aber eine Bewegung zum Aufstehen machte, warfen die Bestien die Köpfe in die Höhe und sperrten die Schnauzen auf, als wollten sie mich verschlingen. Mir wurde die Zeit sehr lange in dieser hündischen Gesellschaft. Endlich kam der Engländer. Statt der gefürchteten Rasirmesser hatte er einen unermeßlich großen Papierbogen in der Hand. Er ließ sich nieder und bat mich, ruhig zuzuhören; der Bogen enthalte die Vernunftgründe für seine Urwaldsgelüste. Er las nun ein Register aller Civilisationssünden ab. Dieses Register war

alphabetisch geordnet und bot eine solche reiche Auswahl von Lastern dar, daß das **A** allein eine Viertelstunde dauerte. Ich gähnte wie ein Abgrund. Kaum war er an der Schwelle des **B**, als ich ihn inständigst bat, einzuhalten, mit der Versicherung, daß ich vollkommen seiner Meinung sei und daß ich mir's noch gar nicht verschworen, selbst einmal in die Urwälder zu gehen, um mich dort moralisch verwildern zu lassen, d. h. durch Verwilderung moralisch zu werden. Es half aber nichts. Er las immer weiter und ich kam mir vor wie die Donna Elvira, welcher der grausame Leporello das Sündenregister seines Gebieters vorsingt. Meine Ungeduld stieg immer mehr und als er beim **F** war, sprang ich plötzlich auf. Die Neufoundländer Bestien thaten zwar dasselbe; ich ließ mich aber in meiner Verzweiflung nicht abschrecken und versicherte ihm, daß einen Ueberzeugten mit aller Gewalt überzeugen zu wollen, eben so lächerlich sei, als auf ein offenes Thor Sturm zu laufen. Dieß leuchtete ihm jedoch nicht sehr ein und ich mußte mit ihm unterhandeln.

Wir kamen nun überein, daß er mir vorläufig bis zum **L**, am andern Tage aber die Fortsetzung bis zum Schluß vorlese. Er las bis zum **L** und

behauptete dann, daß vom **L** abwärts die Niederträchtigkeiten der Civilisation erst recht anfingen; im **R** besonders steckten die Hauptinfamieen, wovon ich mich am andern Morgen um zehn Uhr überzeugen würde; um diese Stunde wolle er mir den zweiten Theil seines **ABC**-Werkes vortragen. Zugleich ersuchte er mich, um jene Zeit nicht zu rauchen; denn er könne den Tabaksqualm nicht vertragen. Da ich das wußte, so rauchte ich am andern Morgen ein Vierteldutzend Cigarren; aber nicht nur ich, auch mein kranker Ofen, der ein leidenschaftlicher Raucher ist, that sein Möglichstes und dampfte aus allen Poren so stark, daß mein Zimmer bald in ein beißendes Gewölke gehüllt war. Pünktlich, wie die Engländer in der Regel sind, kam der Civilisationsfeind mit dem Schlage zehn Uhr, prallte aber an der Thüre, wo ihn meine graue Intrigue empfing, hastig zurück. So ward ich ihn los.

Als er fort war, umarmte ich meinen Ofen in ungeheuchelter Dankbarkeit für den Dienst, den er mir eben erwiesen und bat ihn um Verzeihung für die Fußtritte, die ich ihm in meinem Zorn wegen seines chronischen Rauch-Uebels so oft gegeben. —

Seit jener Zeit habe ich den Engländer nicht wieder gesehen. Er verläßt, wie mir die Concierge

sagt, sein Zimmer nur sehr selten und nur auf kurze Zeit. Vielleicht bereitet er sich auf seine Verwilderung vor; vielleicht übt er sich, um in den Urwäldern nicht ganz als Laie zu erscheinen, vorläufig im Skalpiren: genug, ich höre nichts mehr von ihm. Ich bin aber gern bereit, nichts von ihm zu hören, wenn ich nur das Vergnügen habe, ihn nicht mehr zu sehen. —

Mein Zimmer hat zwei Fenster, aus denen ich die Hintertheile dreier Häuser sehe, von welchen eins sieben Stock hoch ist. Die drei Häuser haben über hundert Fenster, die von den meinigen kaum fünfzig Fuß entfernt sind, so daß ich fast meinen sämmtlichen Nachbarschaften deutlich in's Gesicht sehen kann.

Sobald ich aufstehe, gehe ich an's Fenster und lasse meine Neugierde das Frühstück nehmen. Der Nachbar, den ich jeden Morgen zuerst gewahre, ist ein Mohr. Wenn er den weißen Vorhang von dem Fenster zieht und neugierig in das kleine Stück Himmel guckt, das über diesen drei Häusern hängt, um die Launen des Wetters zu erfahren, kommt er mir vor wie ein beweglicher Tintenfleks. Die Erscheinung dieses Menschen erfüllt mich immer mit Wehmuth; denn ich bilde mir ein, er müsse

sich in unserm kalten civilisirten Europa, wo die Gesinnung viel schwärzer sein darf als die Haut, sehr unglücklich fühlen. Ich meine immer, er müßte unglücklich lieben, da die Empfindungen seines tropischen Herzens nur Widerwillen erwecken, aber keine Flammen entzünden können. Vielleicht fühlt er sich auch glücklich und spottet unserer kreidigen Gesichter. Wer weiß? In der Nacht, die auf seinem Gesichte lagert, kann man seine Freuden und Leiden, sein Wohl und Weh nicht an dem Farbenwechsel erkennen.

Unter dem Mohren, in demselben Hause, wohnt ein alter Wucherer. Er empfängt die Besuche vieler vornehmen Pariser, denen er so schnell wie möglich die Haut vom Leibe zieht. Er steht ebenfalls sehr früh auf und ich habe jeden Morgen das Glück, ihn in einem Morgengewande zu sehen, das vielleicht schon seit zehn Jahren der Auflösung entgegen sieht. Dieses Morgengewand hat viel mehr Löcher, als der, welcher in ihm steckt, Prozente nimmt. Der Reichthum dieses Menschen soll unermeßlich sein. Er ist unverheirathet und zu geizig und mißtrauisch, um sich einen Domestiken zu halten; er bedient sich daher selbst. Noch nie hat wol ein

niederträchtigerer Herr einen niederträchtigeren Bedienten gehabt. Wenn es möglich wäre, diesen Menschen wie einen alten Rock umzuwenden, daß sein Inneres herauskäme, er würde gewiß viel schwärzer aussehen, als der Mohr, der über ihm wohnt. Er hat, so viel ich weiß, gar keine nähern Verwandten und wenn ihm einmal der Teufel seine Prozentenseele ausbläst, so wird das eine Freude und ein Champagnertrinken unter den lachenden Erben geben, daß die Engel im Himmel Wonnethränen darüber vergießen werden.

Ich habe ihn schon häufig in der Madelaine gesehen, wo er mit verzerrten Augen auf den Knieen liegt und den lieben Gott durch schmeichelhafte Gebete zu betrügen glaubt. So oft ich diesen Menschen sehe, denke ich immer: es sei doch Schade, daß wir rechtschaffene Menschen in's Paradies kommen und dergleichen Leute nicht auf dem höllischen Roste braten sehen. Es wäre dieß eine Genugthuung für unsere Tugend. —

In demselben Stockwerke desselben Hauses wohnt eine Somnambule, ein bleiches hageres Mädchen, deren Anblick etwas Grauenhaftes hat. Sie läßt sich nur selten am Fenster blicken und ich habe

bloß durch einen Zufall erfahren, daß sie die Kunst der Prophetie treibt. In meinem Hotel wohnt nämlich ein alter Palermitaner, der durch die jüngste Revolution in Sizilien gezwungen wurde, seine Heimath zu verlassen. Der arme Greis war lange Zeit wie zerknickt; sein schwacher Magen konnte das bittre Brod des Exiles nicht vertragen. Er ist ein starker Siebziger, der an der Schwelle des Grabes steht; aber der Gedanke, sein Grab außerhalb seines Vaterlandes finden zu müssen, machte ihn düster und mürrisch, und mehr als einmal sah ich heiße Thränen über seine hohlen Wangen fließen. Seit einigen Wochen aber ist er heiter und guter Dinge. Ich konnte mir diese plötzliche Umwandlung in der Gemüthsstimmung des alten Mannes nicht erklären, und als ich ihn theilnehmend um die Ursache dieser Umwandlung fragte, sagte er mir im Vertrauen, daß er die Somnambule im benachbarten Hause um das künftige Schicksal seines von Tyrannenwuth zerfleischten Vaterlandes gefragt und von ihr vernommen, daß es sich die Freiheit erobere und glücklich sein werde. Zugleich fragte er mich, was ich von dergleichen Prophezeihungen hielte. Ich versicherte ihm natürlich, daß ich nicht im geringsten daran zweifelte.

Die Somnambule soll sich bereits ein bedeutendes Vermögen erworben haben. Gewiß ist, daß sie sich ein schönes Landhaus gekauft und das ist am Ende das größte Wunder, das sie vollbracht.

Wer ist aber das Mädchen, das, ganz in Schwarz gekleidet, vom frühen Morgen bis zum späten Abend arbeitet und auf dessen bleichem Antlitz niemals ein freudiges Lächeln strahlt? — Ich habe lange Zeit nicht erfahren können, wer diese meine Nachbarin sei; so oft ich sie aber sah, konnte ich mich eines lebhaften Mitgefühls nicht erwehren. Die beständige Einsamkeit, in der sie lebt; der stumme Schmerz, der auf diesem Gesichte liegt, das noch deutliche Spuren einer großen, gewaltsam gestörten Schönheit zeigt: erregten meine Neugierde. Es gelang mir endlich, Folgendes zu erfahren:

Eugenie, so heißt meine Nachbarin, hatte in der frühesten Kindheit ihre Eltern verloren. Eine arme Waise, war sie angewiesen, sich von ihrer Hände Arbeit zu ernähren, lange bevor sie das kindliche Alter überschritten. Kaum hatte sie das siebzehnte Jahr erreicht, als sie für eine der größten Schönheiten galt. Wie die Fliegen um eine Kerze, flatterten nun die Verführer um Eugenie; aber sie widerstand. Da lernt sie eines Tages einen jungen

Tonkünstler, Alfred B***, kennen. Alfred war schön, geistreich, liebenswürdig. Er betheuerte Eugenien seine unbegrenzte Liebe für sie; er schwor, sie als Gattin heimzuführen und sie glücklich zu machen. Eugenie gehorchte seinen Wünschen. Alfred führte sie nicht als Gattin heim; aber er schwur, dieß zu thun, sobald er irgend eine gesicherte Stellung gefunden haben würde.

Eugenie war unaussprechlich glücklich, aber ihr Glück sollte nicht lange dauern. Alfred gerieth in schlechte Gesellschaft, die seiner romantischen Liebe spottete und ihn in den Strudel der Vergnügungen zog. Er ward endlich der Fesseln müde, die ihm Eugenie angelegt. Er wollte wieder frei sein. Er wurde immer kälter; er sah sie immer weniger und endlich verließ er sie gänzlich. Die arme Eugenie! Seine Undankbarkeit brach ihr das Herz; aber sie hörte nicht auf, ihn zu lieben.

Zwei Jahre vergehen, ohne daß sie weiß, wo er weilt. Paris ist so groß, daß es Jedem leicht wird, sich darin, wie ein Tropfen im Meere, zu verlieren. Während dieser Zeit nimmt der Leichtsinn Alfred's zu. Er stürzt sich in Schulden, geräth in Noth und Elend und fällt endlich — eine Folge seiner Ausschweifungen — auf's Krankenlager.

Die Freunde, die früher so gerne in seiner Gesellschaft waren, die an seinem Geiste, an seinem Witze, an seinen sprudelnden Einfällen sich so sehr erfreut, hatten jetzt andere Dinge zu thun, als sich um den kranken armen Alfred zu kümmern. So liegt er, von allen Menschen verlassen, auf dem Siechbette. Da erfährt Eugenie eines Tages das Schicksal ihres verirrten, ihres unglücklichen Geliebten. Ihr Entschluß ist schnell gefaßt. Sie eilt an sein Lager und will nicht mehr von demselben weichen.

Alfred ist anfangs heftig ergriffen von dieser Treue, die er nicht verdient, von dieser Liebe, die er so undankbar verscherzt hat. Morsch, zerknickt und im Innersten zerrissen, glaubt er bald, daß sie nur gekommen sei, um ein Gefühl der Rache zu befriedigen, um ihn zu vergiften. Wie sollte er, der so tief gesunken, an eine solche reine Liebe, an eine solche Aufopferungsfähigkeit glauben?

Die arme Eugenie sucht seinen finstern Argwohn durch die süßesten Worte des Trostes zu zerstreuen. Tag und Nacht wacht sie an seinem Bette, und ihr Auge beobachtet ängstlich jede Miene des Arztes, um darin das Schicksal ihres Freundes zu lesen. Da sagt ihr der Arzt eines Morgens, daß

er das Herannahen einer Krisis erwarte und warnt sie, dem Freunde, selbst auf dessen dringendstes Begehren, einen Trank zu geben. Sie nimmt sich's zu Herzen und harrt nun, bang und beklommen, am Lager Alfred's, der bald von einem wahren Höllendurste gepeinigt wird.

Eugenie, der das Leben des Kranken so unaussprechlich theuer ist, verweigert ihm lange unter Bitten und Flehen den Trank, bis sie, von seinen Qualen auf's tiefste erschüttert, ihm ein Glas Wasser reicht. Er trinkt und — nach einigen Stunden ist er eine Leiche. Nur mit der größten Mühe gelang es, die Halbwahnsinnige von dem Lager des Todten zu entfernen. Der Gedanke, seinen Tod verursacht zu haben, drohete ihren Geist zu verrücken.

Alfred ruht längst im Grabe; aber Eugenie hat die innere und äußere Trauer um ihn noch nicht abgelegt. Abgeschlossen von aller Welt, hegt sie ihren stillen Gram und fristet durch unaufhaltsames Arbeiten ein Leben, das an Tugend und an Schmerzen so überreich ist. Wer aber kennt diese Tugend, diese Schmerzen? Weiß doch kaum ihr Wandnachbar von ihrem Dasein! Während sie schlaflos die Nächte durchweint und die Summe

ihrer Qualen zusammenrechnet, tönt ihr der widerwärtige Jubel aus den gegenüberliegenden Zimmern entgegen. In diesen Zimmern wohnt eine Lorette, die zwar ihre Gunst sehr theuer verkauft, aber noch immer sehr viele Käufer findet, obgleich sie ziemlich lange über den Frühling der Jahre hinaus ist. Die Geschäfte, die sie mit ihren Reizen macht, haben sie in den Stand gesetzt, von Renten leben zu können, wenn die Zeit sie zwingt, sich von den Geschäften zurückzuziehen und tugendhaft zu werden. Sie macht indessen noch keine Anstalten zu diesem Rückzuge. Sie wirft noch immer ihre Netze emsig aus, läßt die gefangenen Goldfische in denselben so lange zappeln, bis sie die goldenen Schuppen verloren und setzt sie dann auf's Trockene. Vor jedem ihrer Fenster hängt ein großer Käfig, in welchem je ein Turteltaubenpaar sich schnäbelt. Es sind dieß wahrscheinlich lebende Aushängeschilde, die das Metier der praktischen Liebe andeuten sollen. —

Die übrigen Bewohner dieses Hauses kenne ich nicht. Ich weiß nicht, wie viel Tugend und Laster, wie viel Glück und Elend, wie viel Geist und Talent hinter diesen Fenstern verborgen ist. Ein Haus in Paris ist oft eine Stadt im Kleinen und

zuweilen viel interessanter als manche kleine Stadt. Das Schicksal würfelt hier Menschen und Zustände so bunt durcheinander und dichtet solch' pikante Novellen, daß die lebhafteste Phantasie unserer pikantesten Novellendichter sich nur als Stümperin dagegen erweist. Könnten die Häuser in Paris ihre Geschichten erzählen, wahrlich, wir würden die Erfindungsgabe des Schicksals bewundern müssen!

Druck von Kohler und Teller
in Offenbach a. M.









